ed.
2
30

V C 3[30]

Paed.
V.
172
30

XIII 2 ee.
XV 33

Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Bibliothek der Kgl. Lehrerbildungsanstalt Bamberg.

Neue Gesammtausgabe der letzten Hand.

Dreißigstes Bändchen.

Schul: Sem zu Bamberg

Neue Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
in der Schulbuchhandlung.
1830.

Inhalt:

I. Fortsetzung und Beschluß von Samuel Turner's Gesandtschaftsreise.
II. Reise eines Deutschen nach dem See Oneida in Nordamerika.

Staatliche Bibliothek Bamberg

I.

Fortsetzung und Beschluß
von
Samuel Turner's
Gesandtschaftsreise
an den
Hof des Teschu Lama
in Tibet.

Vorrede.

Diejenigen, welche sich die Mühe geben wollen, diese geringe Arbeit — die einzige, wozu ich unter unaufhörlichen Kränklichkeiten fähig war — zu prüfen und zu beurtheilen, würden mich, und wahrscheinlich auch ihre Leser, verpflichten, wenn es ihnen gefallen sollte, vorher erst die Urschriften, aus welchen ich meinen Stoff entlehnte, anzusehen und mit meiner Umbildung zu vergleichen. Denn alsdann, und nur dann erst, würden sie sich in Stande sehen, eben so redlich, als gültig zu entscheiden, ob und in wiefern diese kleine Arbeit zu den verdienstlichen oder unverdienstlichen gehöre. Sollte die Englische Urschrift der Turnerschen Reise ihnen nicht zu Gebote stehen, so würde eine Vergleichung der bei Hoffmann erschienenen Uebersetzung dazu hin-

reichend sein. Daß man dabei nicht aus der Acht lassen werde, für was für Leser ich hier schreibe, steht von billigen Beurtheilern, auch ohne mein Bitten, von selbst zu erwarten. Braunschweig, den 8ten des Frühlingsmonats 1802.

Der Herausgeber.

5.

Fortgesetzter Aufenthalt zu Tassisudon. Verschiedene Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Butaner.

Ich verließ meine Leser, am Schlusse des ersten Bändchens dieser Sammlung von Reisegeschichten, zu Tassisudon, dem Wohnschlosse des Raja oder Fürsten von Butan. Hier geselle ich mich nun auch wieder zu ihnen, und lade sie freundlich ein, mich, wenn meine Unterhaltung ihnen anders keine Langeweile gemacht hat, nun auch auf meiner ferneren Reise, bis nach dem Orte meiner Bestimmung zu begleiten. Vorher aber sei es mir erlaubt, ihnen noch eine und die andere Bemerkung über Butan und seine Bewohner mitzutheilen.

Ich übergehe hiebei, wie billig, Alles, was ihnen weder angenehm zu hören, noch nützlich zu wissen sein kann. Dahin rechne ich die Geschichte eines kleinen und kurzen Krieges, den ich hier erlebte. Einige, von dem Raja verabschiedete, ehemahlige Staatsbeamte hatten sich einen Anhang zu machen gewußt, und drangen nun, einige hundert Mann stark, in offener Empörung gegen Tassisudon vor, um den Raja in seinem eigenen Residenzschlosse zu befehden. Dieser brachte durch ein allgemeines Aufgebot in einigen Tagen ein ähnliches Heer auf die Beine, und es kam nun im Angesicht von Tussisudon zu einer Schlacht, die aber glücklicher Weise

nur einigen wenigen Menschen das Leben kostete, weil man von beiden Seiten die Vorsicht gebrauchte, sich so viel möglich, hinter Mauern und Verschanzungen zu halten, und nicht eher hervorzutreten, als wenn man seinen Bogen oder seine Luntenbüchse abschießen wollte. Das Ende dieses nicht sehr fürchterlichen Krieges war, daß die Aufrührer gezwungen wurden, zu Kreuze zu kriechen, und allen fernern Feindseligkeiten zu entsagen.

Das einzige Merkwürdige bei dem ganzen Vorfalle war für uns ein Wort, welches der edelmüthige Raja mir darüber sagte. Er hatte mich ersuchen lassen, zu ihm zu kommen, um mir die Bitte vorzulegen, daß ich durch einen meiner Leute dazu behülflich sein möchte, ein paar alte Kanonen, die er besaß, wo möglich in brauchbaren Stand zu setzen; nicht, um damit unter die Feinde zu schießen, sondern bloß, um einige Häuser zu zerstören, hinter welchen sie sich verbargen. „Es sind meine bethörten Unterthanen, sagte er: ich will sie zur Vernunft zurückführen, nicht sie vertilgen." Heil und Ehre dem guten Völkerhirten, der von solchen Gesinnungen gegen die von Gott ihm anvertraute Herde, auch wenn sie einmahl sich verirrt hat, belebt wird! In solchem Falle kann, wie das auch hier zu sehen war, die Verirrung wenigstens nicht lange währen.

Bei der schwachen, fast ins Kindische fallenden Angriffs- und Vertheidigungsart, mit welcher diese Leute Krieg führen, kann der an zerstörendere Auftritte gewöhnte Europäer sich anfangs freilich kaum eines selbstgefälligen Lächelns erwehren, weil bei uns die kleinsten Scharmützel blutiger auszufallen pflegen, als hier der ganze Krieg. Allein nach einigem Nachdenken muß der gute Mensch, welcher Mensch im vollen Sinne des

Worts zu sein noch nicht verlernt hat, sich doch geneigter fühlen, diesen unsern traurigen Vorzug vielmehr zu beseufzen, als über das Unvermögen eines minder kriegerischen Volks, es uns darin gleichzuthun, zu spötteln. Wohl der Menschheit, daß die gräuliche Kunst, Menschen bei Tausenden zu würgen, den schrecklichen Grad der Vollkommenheit, zu dem sie bei uns gestiegen ist, noch nicht überall erreicht hat! Man fühlt zu dieser menschlichern Empfindung sich hier um so mehr gestimmt, wenn man bemerkt, daß es dem starken und gewandten Butaner nicht sowol an Kraft und Muth, als vielmehr nur an Uebung und Erfahrenheit in diesem Mordgeschäfte fehlt. Die Heere auf beiden Seiten bestehen hier nicht, wie bei uns, aus wohlgeübten, an Kriegeszucht und Kriegeskunst schon in Friedenszeiten gewöhnten Söldlingen, sondern aus unerfahrnen Ackersleuten und andern Dorfbewohnern, die ohne vorhergegangene Uebung und ohne von geschickten Feldherren und Kriegsbefehlshabern angeführt zu werden, von ihren friedlichen Beschäftigungen durch das Aufgebot ihres Obern plötzlich ins Feld gerufen werden. Was Wunder, daß diese, ohne Ordnung und Kriegszucht fechtenden Leute, in der entsetzlichen Kunst des Menschenschlachtens sich nur als knabenmäßige Anfänger und Stümper zeigen können, welche mehr auf ihre eigene Sicherheit, als auf die Zerstörungen bedacht sind, die sie unter dem Feinde anrichten wollen? Möge die gütige Vorsehung sie recht lange, wo möglich, immer, vor der Nothwendigkeit bewahren, jene furchtbare Kunst zu einem höhern Grade der Vollkommenheit anzubauen!

Destomehr aber wären ihnen einige unserer friedlichen Künste, z. B. die des Gartenbaues, zu wünschen. Welch Gemüse und welche Früchte müßten sich in die-

sem Boden und unter diesem Himmelsstriche ziehen lassen, wo die Natur schon von selbst und fast ohne alle Mithülfe der Menschen so viele herrliche Gewächse erzeugt! Aber gerade deßwegen, weil die Natur hier so viel thut, glaubt der Butaner nicht nöthig zu haben, ihr durch Fleiß und Kunst sonderlich zu Hülfe zu kommen. Zum Theil mag aber auch die außerordentliche Genügsamkeit dieser Leute an ihrer Fahrlässigkeit schuld sein. Zufrieden mit den einfachsten Erzeugnissen der Natur, fühlen sie gar kein Bedürfniß, ihre Genüsse zu vervielfältigen und sie für den Gaumen reizender zu machen. Der oben erwähnte Englische Gesandte, Hr. Bogle, hatte sich das Verdienst um sie erwerben wollen, sie in den Besitz verschiedener Europäischen Gewächse zu setzen, indem er ihnen den Samen dazu überließ, und ihnen Anweisung, sie zu bauen, gab. Wirklich brachte man mir auch ein paar Handvoll Lattich, etliche Kopf Kohl und einige Kartoffeln als einen Beweis der Fortpflanzung dieser Gewächse; allein sie waren sämmtlich ausgeartet und so klein, daß z. B. die Kartoffeln den Schnellkügelchen glichen, womit die Knaben zu spielen pflegen. Der nachlässige Anbau allein schien die Schuld dieser Ausartung zu tragen; denn wir fanden die hiesigen Gärten dergestalt von Unkraut überwachsen, daß jedes edlere Gewächs dadurch nothwendig erstickt oder verkümmert werden mußte.

So schlechte Gärtner indeß diese Leute sind, so sehr zeichnen sie sich durch einen fleißigen und verständigen Ackerbau aus. Wir fanden ihre Reiß- und Kornfelder überall sehr gut bestellt und mit reichen Saaten bedeckt. Allein das Verdienst davon gebührt nicht sowol den Butanern selbst, als vielmehr ihren Weibern; denn diesen sind die Arbeiten des Ackerbaues hier fast aus-

schließlich angewiesen. Selbst die dabei vorfallenden schwereren Geschäfte, z. B. die des Mähens und Dreschens, werden von ihnen, nicht von den Männern verrichtet. Diese Letzten begnügen sich, in unrühmlicher Bequemlichkeit zu verzehren, was durch den mühsamen Fleiß der Weiber hervorgebracht wird. So findet man es überall, wo die Menschen durch Künste und Wissenschaften noch nicht aufgeklärt und verfeinert sind. Je roher und ungebildeter ein Volk ist, desto größer pflegt die Sklaverei zu sein, zu welcher das schwächere und zartere Geschlecht sich von den Herren der Schöpfung erniedriget findet. Dieses Geschlecht sollte daher, seines eigenen Vortheils wegen, den Anbau der Künste und Wissenschaften und die daraus entspringende Aufklärung überall, auf jede ihnen mögliche Weise, besonders durch eine gute und verständige Kinderzucht, zu befördern suchen. Um aber dieses zu können, sollten junge Mädchen durch sorgfältige Erlernung alles Dessen, was zu ihrer Bestimmung gehört, recht geschickt und verständig zu werden suchen. Dann würden einst auch ihre Gatten sie, als achtungswürdige Glieder der menschlichen Gesellschaft, lieben und ehren, und ihre eigene Erniedrigung sowol, als auch die ihrer künftigen Töchter, würde ein Ende nehmen. Laßt doch, junge Leserinnen, diesen Rath euch nicht vergebens ertheilt sein! Es ist der Rath eines Mannes, der es gut mit euch meinet. —

Unter den Gebräuchen der Butaner scheinen zwei Volksfeste, welche man jährlich feiert, hier eine Erwähnung zu verdienen. Das eine wird zur Zeit der Frühlings, das andere gegen die Zeit der Herbst-Nachtgleiche begangen. Jenes ist der Feier des zurückkehrenden Frühlings, dieses der Freude über die segensreiche Herbstzeit gewidmet. Durch jenes wird der

Gott der Freude, der Erfinder des Tanzes, der Tonkunst und anderer Vergnügungsarten geehrt, den die Butaner Narrain, die Hindostaner Krischna nennen — der Apoll der Griechen, unter einem andern Namen. Durch dieses äußern sie ihre Verehrung gegen eine Gottheit, die, wenn außer dem unendlichen Wesen noch sonst irgend Etwas göttlich verehrt werden soll, unter allen Heiligen überall den ersten Platz verdiente. Es ist die Gottheit der Tugend, Durga genannt.

Das Frühlingsfest besteht, so lange es währt, in einer ununterbrochenen Reihe unschuldiger Zeitvertreibe und Vergnügungen, worunter besonders eine, alsdann allgemein herrschende Art einer harmlosen Neckerei sich auszeichnet, welche darin besteht, daß man sich wechselsweise mit dünnen, leicht zerplatzenden Kügelchen wirft, die mit dem rothen Safte einer Blume, Julba genannt, angefüllt sind, und auf dem Getroffenen einen rothen Flecken zurücklassen. Alle, Jung und Alt, Männer und Weiber, Vornehme und Geringe, ja sogar die ernsten und unbeschränkten Beherrscher dieses Volks, nehmen Antheil an dieser beliebten Neckerei, und Alle wetteifern mit einander, wer dem Andern die meisten rothen Flecken beibringen könne. Es herrscht dabei eine vollkommene Gleichheit der Stände, und eine unbeschränkte Freiheit im Reden.

Bei dem Herbstfeste wird der Kampf des Durga, oder der Tugend, mit bösen Geistern, worunter man sich vermuthlich die Laster denkt, und der Sieg der ersten über die letzten durch Bilder und Spiele vorgestellt. Die bösen Geister oder Laster erscheinen in allerlei thierischen, zum Theil gräulichen, mit Schlangen umwundenen Figuren, die den Durga oder die Tugend anfal-

len, aber von diesem durch harte Schläge bekämpft und am Ende immer glücklich überwunden werden.

Sollten unsere Europäischen öffentlichen Vergnügungsarten, z. B. die sinnlosen Fastnachtslustbarkeiten, und das in den meisten Ländern jetzt völlig zwecklose Freischießen, mit diesen auf sittliche Zwecke berechneten Volksfesten der Butaner eine Vergleichung aushalten können? Ich zweifle.

Da ich von den Vergnügungen der Butaner rede, so muß ich auch eines handwerksmäßigen Spaßmachers erwähnen, welcher die Würde eines Hofnarren an des Raja's Hofe bekleidete. Es war ein kleiner alter Mann, roth, wie ein Butanischer Geistlicher, gekleidet, und von Einigen der Mährchenerzähler des Raja, von Andern der Spaßmacher genannt. Er war ein gutmüthiger Narr, der von dem Ertrage seiner Possen und närrischen Einfälle lebte, die ihm, je nachdem sie ausfielen, mehr oder weniger einbrachten. Auch wir wurden bald ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit; da aber seine, gar zu oft wiederholten Besuche uns beschwerlich zu fallen anfingen, so erinnerten wir uns des Mittels, dessen ein tief in Schulden steckender Naturforscher in England sich bediente, um sich gegen seine zudringlichen Gläubiger in Sicherheit zu setzen. Dieser machte nämlich, so oft er einen derselben kommen sah, den Drucker seiner Stubenthür blitzfeurig oder elektrisch; worauf dann der Gläubiger, sobald er die Hand daran legte, durch einen plötzlichen Schlag zurückgescheucht, die Flucht ergriff. Durch eben dieses Mittel machten auch wir uns von dem Spaßmacher los, so oft seine Besuche zu sehr in die Länge gezogen und uns dadurch beschwerlich wurden. Es ist unbeschreiblich, wie sehr der arme Narr bei dem ersten Schlage, den er er-

hielt, in Schrecken gerieth. Nach und nach glaubte er in unserer Wohnung nirgends mehr sicher davor zu sein, und von nun an durften wir nur irgend ein zum Blitzrade oder der sogenannten Elektrisirmaschine gehöriges Stück zur Hand nehmen, um ihn alsobald spornstreichs davonlaufen zu sehen.

Ueberhaupt verursachte jenes Werkzeug oft sehr lustige Auftritte mit den Eingebornen. Die schnellen und wunderbaren Wirkungen, die dadurch hervorgebracht werden, erregten, wie natürlich, bei Leuten, welchen diese Naturerscheinung noch ganz neu war, jedesmahl ein Gemisch von Schrecken, Freude und Bewunderung, und es war ungemein unterhaltend, diese Empfindungen bei ganzen Haufen, welche die Neugierde herbeilockte, durch einen allgemeinen Schlag auf einmahl hervorgebracht zu sehen. Der erste Schrecken erregte jedesmahl ein allgemeines lautes Geschrei, welches sich dann immer in ein herzliches Gelächter auflöste, sobald man fühlte, daß die Empfindung des Schlages eben so schnell wieder vorübergegangen sei, als sie entstanden war. Auch dem Raja machte dieses Schauspiel viel Vergnügen. Er ersuchte mich mehrmahls, die Maschine in sein Zimmer bringen zu lassen, und er vergnügte sich dann jedesmahl nicht wenig an der närrischen Figur, welche seine Leute machten, so oft sie den Schlag empfingen. Er selbst wagte es indeß nie, einen Funken herauszuziehen. Da ich sah, wie ungern er auf diese Unterhaltung bei unserer Abreise Verzicht thun würde, so schenkte ich ihm die Maschine mit allem Zubehör.

Künste und Wissenschaften schienen überhaupt großen Reiz für ihn zu haben. Es war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, die wenigen wissenschaftlichen Werkzeuge, die er besaß, zu besehen und zu untersuchen, und Herr

Saunders konnte ihm keinen größern Gefallen thun, als wenn er ihm die Werkzeuge der Wundarzneikunst, die er mit sich führte, vorzeigte und erklärte. Auf sein Verlangen mußte dieser auch dem Leibarzte an seinem Hofe einen ärztlichen Unterricht ertheilen, und ihm etliche einfache Arzneimittel zurücklassen. Mit einem derselben, der Brechwurzel, gefiel es dem Raja noch während unsers Hierseins eine Probe an sich selbst zu machen. Da aber, nach Landesgebrauch, der Fürst nie eine Arzenei nimmt, ohne daß sein Leibarzt vorher eine Gabe derselben erst an sich selbst versuchen muß, so mußte dieser denn auch dismahl sich bequemen, das Brechmittel zuerst zu verschlucken; dann nahm der Raja auch davon. Die Wirkung mochte diesem zu lange ausbleiben, er schritt daher zu einer zweiten Gabe. Aber nun brachte auch das Uebermaß des Mittels eine übermäßige Wirkung hervor. Der arme Raja wurde dadurch zwei Tage lang in beständiger Bewegung erhalten. Wir erfuhren den Vorgang erst einige Tage nachher, da wir ihn besuchten, und ihn noch krank und schwach fanden.

Noch muß ich unter die Lustbarkeiten dieses Landes die von Zeit zu Zeit angestellten Stiergefechte zählen; die aber doch vor denen, welche in Spanien und Portugal üblich sind, den großen Vorzug haben, daß sie weniger Grausamkeit verrathen, und minder blutig sind. Wir hatten Gelegenheit, einem derselben beizuwohnen. Die beiden Stiere, welche dazu gebraucht wurden, waren von der stärksten und wildesten Art, die mir jemahls vorgekommen ist. Männer, mit beschlagenen Stäben bewaffnet, stellten sich um den Kampfplatz her. Dann erschienen, von entgegengesetzten Seiten, die beiden Kämpfer, die von ihren Führern an festen Stricken

nur mit Mühe gehalten werden konnten, weil sie, den ihnen bevorstehenden Kampf ahnend, unaufhaltbar vor sich hinstürzten, und in ihren rollenden Augen den höchsten Grad von Wuth und Ingrimm zeigten. Sobald sie sich frei fühlten, fingen sie damit an, sich gleichsam einander herauszufodern, indem sie mit den Hörnern in die Erde bohrten, den Rasen aufwarfen und hinten ausschlugen. Hierauf schritten sie kreisförmig neben einander vorbei, indem sie seitwärts sich vergrellte Blicke zuwarfen, und sich so allmählig dergestalt einander näherten, daß sie nur noch durch einen kleinen Zwischenraum getrennt waren. Dann machten sie plötzlich eine Wendung, wodurch sie einander gerade gegenüber zu stehen kamen, und in dem nämlichen Augenblicke rannten sie mit den Köpfen so ungestüm gegen einander an, daß der Boden dröhnte. Nun sah man sie wechselsweise, bald mit verwickelten Hörnern ringen, bald wieder zurückweichen, und zu einem neuen schrecklichen Stoße gegen einander einspringen. Dis wurde so lange fortgesetzt, bis der eine von ihnen sichtbar schwächer ward, und auf dem Punkte stand, völlig überwunden zu werden. Da sprangen die mit den beschlagenen Stöcken bewaffneten Kampfwärtel hinzu, trieben den Besiegten von dannen, fingen den Sieger mit Seilen ein, und führten auch ihn, trotz seiner grimmigen Gegenwehr, nach dem Stalle zurück. So endigen sich diese Gefechte fast immer, weil die Butaner ein zu gutmüthiges Volk sind, als daß sie Vergnügen daran finden sollten, ein paar lebendige Geschöpfe Gottes um nichts und wieder nichts sich zerfleischen zu sehen.

Da die Zeit unserer Abreise herannahete, so machte der Raja uns eine Beschreibung von den Unannehmlichkeiten und Beschwerlichkeiten des Weges, auf welche wir

gefaßt sein müßten. „Ich habe dieses," fügte er hinzu, „nicht von Hörensagen; ich habe es vielmehr selbst erfahren, da ich vor einigen Jahren als Fakir oder Bettelmönch eine Wallfahrt nach Lassa machte." Wie? fiel ich ihm ins Wort, eine Reise nach Lassa? Als Bettelmönch? „Nicht anders," fuhr er fort; „ich besuchte, und zwar zu Fuß und ohne Begleitung, wie es einem Pilger ziemt, die heiligen Tempel zu Lassa, um meine Andacht daselbst zu verrichten, und kehrte auf ebendieselbe Weise wieder nach Tassisudon zurück." Da ich mein Erstaunen darüber äußerte, daß der unumschränkte Beherrscher eines großen Landes sich habe entschließen können, eine so weite und beschwerliche Reise, als ein armseliger Mönch, zu Fuß und ohne Gefolge zu machen, gab er mir einen Grund davon an, der seinem guten Herzen eben so sehr, als seiner Frömmigkeit, zur Ehre gereichte. „Nicht bloß der Zweck meiner Reise," sagte er, „der in Bußübungen bestand, sondern auch die Billigkeit, machten es mir gleich stark zur Pflicht, unerkannt zu reisen, und auf alle Bequemlichkeiten Verzicht zu thun. Hätte ich diese Reise als Fürst und mit einem fürstlichen Gefolge machen wollen, was für namhafte Büßungen würde ich dann haben ausüben können, und wie lästig würde ich auf der andern Seite den Bewohnern derjenigen Gegenden gefallen sein, durch welche mein Weg führte! So aber, da ich als bloßer Bettelmönch wallfahrtete, hatte ich Gelegenheit, alle mit einer solchen Wallfahrt verbundene Beschwerlichkeiten in vollem Maße zu erfahren, und die Freude, daß Niemand

durch mich und meine drückende Fürstenwürde beunruhiget und in Kosten gesetzt wurde." Gern hätte ich diese menschenfreundliche Aeußerung des guten Raja, wie sie es verdiente, mit Gold abdrucken lassen; wenn die Veranstaltung dieser Auszeichnung nicht zu umständlich gewesen wäre. Möchte sie doch auch so die Aufmerksamkeit junger Prinzen und künftiger Volksbeherrscher auf sich ziehen! Das unwillkührliche Gefühl von Bewunderung und Liebe, welches sie dabei empfinden werden, wird ihnen beweisen, wie schön, groß und nachahmungswürdig diese Fürstliche Denkart ist.

Der Reichsverweser von Teschu Lumbu hatte mittlerweile einen Abgeordneten an mich gesandt, um wegen meiner fernern Reise das Nöthige mit mir zu verabreden, und uns dann zu begleiten. Dieser war zum Unglück ein kleinherziger, mißtrauischer und umständlicher Mann, der mir allerlei, dem Ansehen nach, unnöthige Schwierigkeiten machte, worüber erst viel mit ihm unterhandelt werden mußte. So hatte er z. B. — man sieht nicht, warum? — sich in den Kopf gesetzt, daß unsere Gesellschaft nicht aus mehr Personen bestehen müsse, als die obenerwähnte erste Englische Gesandtschaft an den Hof seines Herrn ausgemacht hatte. Da nun der damahlige Gesandte, Herr Bogle, nur von Einer betrauten Person begleitet worden war, so behauptete er, daß auch ich mich darauf einschränken müsse. Alle unsere Ueberredungsgründe blieben fruchtlos; ich sah mich daher am Ende genöthiget, Hrn. Davis zurückzulassen, und mit Hrn. Saunders allein abzureisen.

6.

Reise von Tassisudon bis an die Grenze von Butan.

Nachdem wir uns dem guten Daeb Raja und seinen Ministern empfohlen hatten, traten wir den 8ten des Herbstmonats den letzten Abschnitt unserer Reise, den von Tassisudon nach Teschu Lumbu, an.

Anfangs führte unser Weg durch ein enges Thal, bald aber befanden wir uns an dem Fuße eines Berges, der unter allen, die wir bisher erstiegen hatten, unserer Schätzung nach, der höchste war. Sein Gipfel ist den größten Theil des Jahrs hindurch mit Schnee bedeckt. Auch auf ihm fanden wir ein Kloster. An Klöstern und Mönchen hat dieses Land einen unseligen Ueberfluß; daher die große Entvölkerung desselben! Daran ist eine sonderbare Verfassung Schuld, welche recht eigentlich dazu ersonnen zu sein scheint, daß die Zahl der Einwohner nie zu groß werden möge. In der Regel nämlich verheirathen sich hier nur die Bauern; nur sie allein haben daher Kinder, und nur sie führen ein Familienleben. Alles, was sich vornehmer dünkt, und etwas sorgfältiger erzogen worden ist, das lebt hier, als Mönch, im ehelosen Stande. Dazu kommt die wunderliche gesetzliche Einrichtung, daß von vier Bauerknaben Einer wenigstens Mönch werden muß, und daß alle öffentliche Aemter und Würden nur von Mönchen bekleidet werden können. Diese unerhörte Mönchssucht geht sogar so weit, daß unter gewissen Umständen alle Knaben eines Dorfes dem Mönchsstande gewidmet werden müssen. Aber auch selbst unter Denen, welche nicht dazu gezwungen sind, bieten Viele sich freiwillig dazu an, weil es der einzige Stand ist, in welchem man mehr als Landmann wer-

den kann. Sollte man glauben, daß eine, dem Ansehen nach, so unvernünftige Einrichtung in dem Kopfe irgend eines Gesetzgebers jemahls habe ausgebrütet werden können? Allein ich bescheide mich, daß mein Aufenthalt in diesem Lande zu kurz war, um über die Gründe, welche man zu einer so seltsamen Einrichtung in der Natur und Beschaffenheit des Landes finden mochte, mit Sicherheit urtheilen zu können. Vielleicht, daß eine gar zu große Fruchtbarkeit der Ehen hier zu Lande, und der gar zu dürftige Ertrag eines Bodens, welcher fast aus lauter Gebirgen besteht, die Nothwendigkeit herbeiführten, der Bevölkerung Schranken zu setzen, und einer unverhältnißmäßigen Vermehrung derselben durch jene gesetzliche Maßregel vorzubauen. Wir werden weiter unten sehen, daß in Tibet selbst, aus gleichen Gründen, eine ähnliche Einrichtung Statt findet. Jetzt scheint indeß die Bevölkerung des Landes so geringe, und noch so manche Stelle an und zwischen den Gebirgen des Anbaues fähig zu sein, daß man nicht umhin kann, jene Anstalten zur Verminderung der Volksmenge, vor der Hand wenigstens, für unnöthig zu erklären.

Diejenigen Knaben nun, welche, dieser Verfassung gemäß, freiwillig oder gezwungen für den Mönchsstand erzogen werden, fangen ihre Lernzeit im zehnten Jahre an. Von da an bis ins zwanzigste Jahr müssen sie in einer Art von Sklaverei leben, und für ihre Lehrer knechtische Dienste verrichten. Der Vortheil, der ihnen dafür zuwächst, ist ein besserer Unterricht, und die Hoffnung, einst zu ansehnlichen Staatsämtern erhoben zu werden. Viele, bei welchen entweder diese Hoffnung unerfüllt bleibt, oder welche während der Sklavendienste, die sie leisten müssen, Lust und Fähigkeit zum thätigen

Leben ganz verlieren, widmen sich in der Folge dem unnützen und freudenleeren Einsiedlerleben, indem sie sich in irgend eine einsame Gegend, an oder auf hohen und rauhen Bergen, anbauen, um daselbst ein müßiges und unfruchtbares Leben, gemeiniglich auf Kosten der abergläubischen Mildthätigkeit einfältiger Landleute, zu führen. Diese schleppen ihnen nämlich, in der Meinung, etwas Verdienstliches dadurch zu thun, von Zeit zu Zeit Lebensmittel vor die Thür, die der Klausner in fauler Ruhe genießt, ohne die Hand zu kennen, die sie für ihn hingelegt hat.

So findet man Gutes und Schlechtes, Vernunft und Unvernunft, Weisheit und Thorheit überall vermischt, und in keinem Lande, unter keinem Himmelsstriche ist es den Menschen bisher gelungen, sich zu einem reinen und vollkommenen Vernunftgebrauche in ihren Handlungen, Einrichtungen und Sitten zu erheben! Wie viel und wie lange wird die kleinere Zahl der weiseren Menschen noch zu arbeiten haben, um nur erst so viel Aufklärung zu verbreiten, als erfodert wird, die gröbsten und auffallendsten Thorheiten, Albernheiten und Gemeinschädlichkeiten aus der menschlichen Gesellschaft zu verbannen! Die Größe und Schwierigkeit dieses Unternehmens müssen uns aber keinesweges davon abschrecken. Thun wir, Jeder an seinem Theile, so viel, als das Maß seiner Kräfte und der Standort, den die Vorsehung ihm angewiesen hat, erlauben; suche nur jeder junge Mensch die ihm angebotene Gelegenheit und die ihm verliehenen Mittel, seinen Verstand auszubilden und sich Einsichten aller Art zu erwerben, bestens zu benützen, und es wird mit jedem Jahre des Unverstandes, der Vorurtheile und der Dummheit weniger werden; bis endlich — o, dreimahl glückliche Menschen,

welchen es beschieden ist, alsdann zu leben! — ein allgemeiner Tag der Vernunft und der Aufklärung über das gesammte Menschengeschlecht anbrechen wird. Das Bewußtsein, zu dieser großen Masse des Lichts und der Glückseligkeit, wodurch der Erdball in ein Paradies verwandelt werden wird, auch nur das kleinste Fünkchen beigetragen zu haben, wird unser schönster und seligster Genuß, die ganze endlose Seligkeit hindurch sein. —

Unter allen Eigenschaften, welche einem Reisenden zu wünschen sind, ist ihm, außer der Fertigkeit, sich in allen Verlegenheiten schnell zu rathen zu wissen, keine unentbehrlicher, als die große Tugend der Geduld. Die unsrige wurde schon am ersten Abend unserer fortgesetzten Reise von neuen auf die Probe gestellt. Unser Gepäck hatte auf dem beschwerlichen Bergwege nicht mit uns fortkommen können, und wir fanden uns daher an dem Orte, wo wir übernachteten, fast aller Erquickungsmittel und Bequemlichkeiten, selbst der Betten, völlig beraubt. Alles, was man uns hier zur Erfrischung reichen konnte, war Butanischer Thee mit Butter und Mehl. Dis letzte wird, dem hiesigen Landesgebrauche zu Folge, zum Thee geschüttet, und alsdann mit einem elfenbeinernen scharfen Stäbchen durchgerührt. Ein solches Stäbchen führt jeder Butaner, nebst Messer und Zahnstocher, auch wol ein paar Würfel, in einem kleinen Besteck, als einen Nothbedarf (Nécessaire) bei sich. Da wir in dieser Art, Thee zu trinken, noch nicht geübt waren, so gaben wir den Eingebornen durch unser ungeschicktes Benehmen ein sehr belustigendes Schauspiel. Denn weil wir das Mehl nicht gehörig einrührten, so blieb einiges davon trocken, und verursachte uns, indem es beim Trinken in die Luftröhre flog, einen heftigen Husten. Das

erregte denn bei unsern Wirthsleuten jedesmahl ein lautes Gelächter.

Wir brachten den Abend bei einer traurigen Lampe zu, die, in Ermangelung des Oels und der Baumwolle, mit gedrehtem Kaliko (einem baumwollenen Zeuge) und Butter unterhalten wurde. Die Nacht hindurch mußten wir uns begnügen, auf bloßem Boden zu liegen, und uns eines Sattels, statt des Kopfkissens, zu bedienen. Zum Glück waren wir sämmtlich unverweichlichte Menschen, und genossen daher eines so erquickenden Schlafes, als einem ermüdeten Wanderer je zu Theil geworden sein mag.

Am folgenden Abend erreichten wir Paro, das Wohnschloß des Statthalters über diesen Theil von Butan. Dieser Posten wurde jetzt von einem Bruder des Daeb Raja bekleidet, der aber gerade abwesend war. Wir wurden daselbst von seinen Hofbeamten freundlich aufgenommen, und wir sahen uns genöthiget, hier einen Ruhetag zu halten, weil unser Gepäck, welches bis dahin von Menschen getragen worden war, jetzt, da es von Pferden gezogen werden sollte, anders vertheilt werden mußte. Man hatte uns ein, zwar kleines, aber niedliches und bequemes Sommerhaus zur Wohnung angewiesen, welches am Ende eines sehr langen Grasplatzes lag, auf welchem alle Nachmittage Kriegsübungen angestellt wurden. Diejenigen, bei welchen wir Zuschauer waren, bestanden im Bogenschießen nach der Scheibe. Ich habe schon oben bemerkt, daß die Butaner eine große Geschicklichkeit darin besitzen. Der Wetteifer, womit Einer dem Andern es darin zuvorzuthun suchte, war sehr lebhaft, und wer sich dabei auszeichnete, dem wurden jedesmahl die lautesten und herzlichsten Achtungsbeweise zu Theil, auch

wenn er einer der Geringsten oder Jüngsten war. Nicht weit davon sahen wir ein halbes Dutzend Weiber Korn dreschen. Auch diese beweisen bei ihrer Arbeit eine nicht geringe Geschicklichkeit. Sie standen, je drei und drei, gegen einander über, und gebrauchten ihre Dreschflegel, die aus zwei starken, durch Riemen verbundenen Stäben bestanden, so geschickt, daß diese sich nie in einander verwickelten, oder nur an einander stießen, ungeachtet keine Aehre unzerschlagen blieb.

Auf unserer nächsten Tagereise ersuchte mich der Beamte, den der Raja uns zur Begleitung mitgegeben hatte, die Landstraße ein wenig zu verlassen, und er führte uns hierauf nach einer, aus den Zweigen eines Weidenbaums geflochtenen Laube, deren Fußboden mit Teppichen belegt war. Wir wurden gebeten, hineinzutreten, und fanden ein Erfrischungsmahl von Früchten, gedörrtem Reiß und Butterthee für uns angerichtet. Die Heimath des Beamten war in dieser Gegend, und verschiedene Glieder seiner Familie hatten sich eingefunden, um Abschied von ihm zu nehmen. Dis geschah auf eine so zärtliche und herzliche Art, daß wir selbst nicht ohne Rührung dabei blieben. Heilige Bande der Menschheit! ehrwürdige Gefühle inniger Familienliebe! wer, der kein abgestumpfter Unmensch ist, kann bei euren Wirkungen und süßen Ergießungen ohne Mitgefühl bleiben!

Nach einem kurzen Aufenthalte reiseten wir weiter. Unser Weg lief durch ein langes Thal, welches wohl angebaut war, und viele Dörfer enthielt. Rechts und links waren die Bergseiten mit dichten Fichtenwäldern bekleidet, und hie und da zeigten sich schöne Landhäuser mit Gärten. Der Weg war gut, und lief allmählig aufwärts. Dieses Thal liefert unter andern viele

Tangunpferde. Die Stuten laufen frei mit ihren Fohlen umher.

Das Ziel unserer heutigen Tagereise war die Festung Ducka, die auf dem Gipfel eines nicht sehr hohen Felsens liegt. Diesen bedeckt sie ganz und gar, so daß ringsumher ein jäher Abhang ist. Der einzige Weg, welcher hinauf führt, wird durch drei runde Thürme beherrscht, die zwischen dem obern Schlosse und dem Fuße des Felsens die Mitte einnehmen, und durch eine doppelte Mauer mit einander verbunden sind, so daß man zwischen diesen, zur Zeit des Angriffs, von dem einen Thurme zum andern einen sichern Weg hat. Ueber diesen Thürmen umringt die Festung eine Mauer von Lehm, mit Schießscharten durchbrochen, die sowol für Flinten als für Bogen eingerichtet sind. Das Schloß selbst ist ein sehr starkes steinernes Gebäude mit einer hohen Mauer. Es hat die Form der Felsenplatte, worauf es liegt, folglich eine sehr unregelmäßige; aber man scheint dieselbe absichtlich gewählt zu haben, damit die ganze obere Fläche bebaut sei, und für die Angreifenden, wenn es ihnen auch gelingen sollte, den Gipfel zu ersteigen, kein Platz zum Fechten übrig bleibe. Um die innere Festung zu erobern, müssen erst drei Thore erstürmt werden. Man sieht, daß diese Felsenburg in einem Lande, wo Kanonen und Mörser zwar nicht unbekannt, aber doch nicht gebräuchlich sind, für eine ganz haltbare, vielleicht unüberwindliche Festung gelten kann.

Ungeachtet wir noch nicht die Mitte des Herbstmonates erreicht hatten, so fiel doch in dieser Nacht schon etwas Schnee, welches man in einem so südlich liegenden Lande nur der bergigen Beschaffenheit desselben zuschreiben kann. Die Ernte war vorüber; wir sahen

auch hier dreschen, aber nicht durch Menschen, sondern durch Ochsen, die auf dem ausgebreiteten Korne herumgetrieben wurden, und so das Getreide austreten mußten, eine Art, die in den Morgenländern, wie die Leser aus der Bibel wissen werden, von jeher üblich war, und die wir weiterhin auch in Tibet bemerkten.

Schon am folgenden Tage, da wir das letzte Butanische Dorf, Sana genannt, erreichten, sahn wir die dritte in diesem Lande gebräuchliche Art zu dreschen, die uns aber an wenigsten gefallen wollte. Die damit beschäftigten Bauern saßen auf großen Steinen, und hatten auf der einen Seite die auszudreschenden Garben, auf der andern ein Feuer. Jeder nahm, so viel er in der Hand halten konnte, ließ dann die Spitzen der Aehren am Feuer abbrennen, und schlug sie hierauf gegen den Stein, wobei die Körner auf eine untergelegte Matte fielen. Andere saßen an den Thüren, und webten schmale wollene Tücher, die aber außerordentlich grob waren. Dieses Dorf schien überhaupt von lauter fleißigen und betriebsamen Leuten bewohnt zu sein.

Auf unserer nächsten Tagereise sahen wir eine Art Büffel, die nicht bloß hier, sondern auch in der ganzen Tatarei einheimisch ist, und die den Hauptreichthum dieser Länder ausmacht. Das Eigenthümliche dieser Thierart, wodurch sie sich von unserm Rindvieh unterscheidet, besteht vornehmlich in einem über den Schultern befindlichen kleinen Höcker, der, so wie auch der Rücken und der Schwanz, mit einer ungeheuren Menge langer, weicher und glänzender Haare besetzt ist, die zu Zeugen und Stricken gebraucht werden. Die übrigen Theile ihres Körpers sind mit einer dicken und krausen Wolle überzogen, der Unterleib ausgenommen, der wieder mit langen schlichten Haaren bewachsen ist,

die bis über die Knie, oft bis auf die Erde hinabhangen. Ihr langhaariger Schwanz macht einen wichtigen Handelszweig durch ganz Indien aus, weil die Mode will, daß Jeder, vom ersten Staatsminister an, bis zum letzten Pferdejungen, einen solchen Schweif, als Fächer oder Wedel in der Hand habe, um die Fliegen und Moskiten damit abzuwehren. Außerdem ist diese Art Hornvieh überaus milchreich, und die Eigenthümer gewinnen daher von ihnen eine große Menge Butter, die sie in Blasen und Schläuchen aufbewahren. Da sie auf diese Weise gegen den Einfluß der Luft vollkommen geschützt wird, so hält sie sich das ganze Jahr hindurch, und kann auf dem Rücken des Viehes, wovon sie genommen wurde, nach den entlegensten Orten zu Markte gebracht werden. In den Deutschen Naturgeschichten wird dieser Tatarische Büffel unter den Benennungen: Büffel mit dem Pferdeschweife, Ziegenochs und Grunzochs *), aufgeführt. Der letzte Name wird ihm deßwegen beigelegt, weil er nicht, wie unser Hornvieh, zu brüllen, sondern nur, und zwar auf eine kaum hörbare Weise, zu grunzen pflegt.

Unser Weg führte heute, an der Seite eines reißenden Waldstroms, durch eine der rauhesten und gräulichsten Gegenden hin, die mir jemahls vorgekommen ist. Der Strom stürzt über sein schräges Felsenbette, gleich einem langen Wasserfalle, wildbrausend und schäumend hinab, und erfüllt die Luft mit kalten Nebeldämpfen. Von allen Seiten steigen hohe und schroffe Felsen empor, welche die Sonnenstrahlen hindern, sich in dieses grauenvolle Thal zu senken; nur etwa die Mittags-

*) Siehe Schreber, Taf. 299, Blumenbach, Taf. 23, Bertuch, 11, 17, 1.

stunden ausgenommen, wann die Sonne beinahe senkrecht darüber steht. Traurige Fichten, worunter manche abgestorbene war, und düstere Stechpalmen, welche hier die Höhe großer Bäume erreichen, da sie bei uns nur krüppelhaftes Gesträuch zu bilden pflegen, hingen an den nackten Felsenwänden, und verstärkten die schauerlichen Eindrücke, welche man beim Anblicke dieser wilden Gegend und von dem brüllenden Getöse des durch sie hinstürzenden Stromes empfängt. Am Ende dieser schaudervollen Wildniß mußten wir einen sehr hohen Felsenberg erklimmen, wobei wir uns oft, um nicht hinabzustürzen, mit Händen und Knien anzuklammern genöthiget sahn. Ich war hier nicht wenig für unser Gepäck besorgt; allein zu meinem Erstaunen sah ich an dem Orte, wo wir übernachten wollten, die muntern Taugunpferde noch vor Anbruch der Nacht wohlbehalten damit ankommen.

Wir näherten uns jetzt der Grenze, welche Butan und Tibet von einander scheidet. Auffallend war der Unterschied, welchen wir zwischen den Bewohnern dieser beiden Länder schon hier zu bemerken Gelegenheit hatten. Es begegneten uns noch immer, von Zeit zu Zeit, ganze Gesellschaften lasttragender Butaner, deren festen, starken und nervigen Körperbau wir nicht genug bewundern konnten, eine Eigenthümlichkeit, worin die Tibeter ihnen weit nachstehen, ungeachtet diese eine reinere und mildere Luft einathmen. Dieser Unterschied scheint daher nicht sowol von der verschiedenen Beschaffenheit des Himmelsstrichs, als vielmehr von der verschiedenen Lebensart beider Völker herzurühren. Der Butaner wird durch die Natur seines Bodens zu beständigen Anstrengungen gezwungen, und seine Kräfte werden dadurch von Kindheit an geübt und gestärkt,

indem er fast keinen Schritt thun kann, ohne eine Höhe zu ersteigen oder einen Felsenweg hinanzuklimmen. Er geht dabei sehr dünn gekleidet, und fast immer mit bloßem Kopfe und nackten Füßen, die Luft mag noch so rauh, der Weg noch so höckerig und steinig sein. Der Tibeter hingegen ist, vom Kopfe bis zu den Füßen, mit einer Menge überflüssiger Kleidungsstücke bepackt, welche jeden stärkenden Einfluß der Luft von seinem Körper abhalten. Kein Wunder daher, daß er seinem rüstigen Nachbar an Körperstärke, an Gewandtheit, an Thätigkeit und an Fähigkeit, Beschwerden aller Art zu ertragen, so weit nachsteht. Junger Leser, stelle dir Denjenigen von Beiden zum Muster auf, dem du nach dieser Beschreibung am liebsten gleichen möchtest, und ahme ihm nach. Abhärtung verleiht Gesundheit und Stärke; Gemächlichkeit und Verweichlichung hingegen Kränklichkeit und Schwäche, in Europa wie in Asien, in Deutschland wie in Tibet. Wähle!

Verschiedene Haufen lasttragender Butaner, die wir auf unserm heutigen Wege antrafen, ruheten gerade, unter hohen Felsen sitzend, aus, indem wir bei ihnen vorübergingen. Es waren gemischte Gesellschaften, die aus Weibern und Männern bestanden. Sie plauderten lebhaft mit einander, waren sämmtlich lustig und guter Dinge, und brachen oft in lautes Gelächter aus. Ihre Fröhlichkeit war so herzlich, daß sie uns anzog. Wir lagerten uns in ihrer Nähe, um gleichfalls auszuruhen, und ich setzte einen Nordweiser oder sogenannten Kompaß, den ich in der Hand getragen hatte, bei mir nieder. Einer von ihnen, dem dieses Werkzeug in die Augen gefallen war, näherte sich mir zutraulich, nahm es auf, und betrachtete es aufmerksam. Ich bemühete mich, ihm, so gut ich konnte,

eine Erklärung davon zu geben. Er begriff mich, druckte seine hohe Bewunderung darüber aus, und lief damit zu seinen Gefährten, die ein ihnen noch so unbekanntes Ding mit gleichem Erstaunen betrachteten, worauf er es sorgfältig wieder an den Platz stellte, wo er es aufgenommen hatte. Alle diese Leute, besonders die unter ihnen befindlichen Weiber, waren Bilder einer so blühenden Gesundheit, als ich jemahls sah. Letztere zeigten bei pechschwarzen Haaren und hellen, lebhaften Augen eine Wangenröthe, bei welcher die Gesichtsfarbe unserer blühendsten Bäuerinnen nur blaß erscheinen würde.

Am folgenden Tage legten wir nicht völlig drei Deutsche Meilen zurück, auf welchen wir nicht weniger als zehn Stunden zugebracht hatten, weil wir unaufhörlich klettern mußten. In der Nähe des Orts, wo wir unsere Zelte zum Uebernachten aufschlugen, fanden wir einen Trupp herumziehender Tatarischer Hirten mit ihrer Herde, die in der obenbeschriebenen langhaarigen Büffelart bestand. Einer derselben versorgte uns reichlich mit vortrefflicher Milch und guter Butter. Wir hörten von ihnen, daß sie von Norden herkämen, und, der Annäherung des Winters wegen, jetzt in südlichere Gegenden zögen. Am Abend brachten sie ihre umherweidende Herde, die in zwei bis dreihundert Stück bestand, und das Eigenthum dreier Familien war, durch einen bloßen Ruf zusammen. Auf diesen stellte sich das Vieh ganz von selbst ein, und ließ sich an Stricke binden, die vor den Zelten der Eigenthümer durch Pflöcke an die Erde befestiget waren. Zwei große Tibetische Hunde hatten die Wache dabei.

Diese Nacht war so kalt, daß ich selbst im Bette mich nicht erwärmen konnte. Man konnte im eigent-

lichen Sinne sagen, daß wir in den Wolken lagen: so hoch war die Gegend, und so niedrig strichen die Wolken, von einem rauhen Winde getrieben, am Boden hin. Unsere Zelte, die nur aus dünnem, ungefütterten Zwillig bestanden, ließen Beides, Wind und Feuchtigkeit, durch; so daß ich beim Erwachen gerade die Empfindung hatte, die man beim Eintauchen in kaltes Wasser fühlt. Wir fanden den Boden stark bereift.

7.

Eintritt in Tibet. Vorläufige Beschreibung des Landes und seiner Bewohner.

Auf dem Gipfel eines Berges, den wir am folgenden Tage erkletterten, erreichten wir die Grenze zwischen Butan und Tibet, die durch eine Reihe von Steinhaufen bezeichnet war, in welchen kleine flatternde Fahnen mit Inschriften aufgestellt waren. Diese Fähnchen sollen, wie die Eingebornen uns ganz ernsthaft versicherten, nebenbei die Bestimmung und die Kraft haben, vor den auf diesen, wie auf andern Gebirgen, hausenden bösen Geistern, Deutas genannt, zu schützen. Diese Ungethüme treiben, wie die liebe Einfalt hier zu Lande glaubt, ihr Unwesen nirgends ärger, als auf den höchsten Gebirgen, weil sie hier, von Thau durchnäßt und von rauhen Winden gehudelt, fast immer übler Laune zu sein pflegen, die sie den armen Reisenden durch allerlei verderbliche Zaubereien entgelten lassen. — Es bestätiget sich überall, daß die Menschen in eben dem Maße sich mit eingebildeten Geistern zu schaffen machen, in welchem sie ihren eigenen Geist durch wissenschaftliche Kenntnisse weniger angebaut haben. Je we-

niger Geist, desto mehr Geister, könnte man sagen.

Wir stiegen von diesem Berge in die ziemlich ausgebreitete Ebene Fari hinab. Eine Festung gleiches Namens ließen wir seitwärts liegen, weil unser Weg nach Schaffa Gumba, dem Wohnorte eines kleinen Priesterfürsten, Fari Lama genannt, führte, der zwar von dem allgemeinen Oberhaupte, dem Teschu Lama, abhängt, aber doch auch seinem eigenen Kloster vorsteht, und zugleich Statthalter über eine ausgedehnte Kette von Felsenbergen und über die dazwischen weidenden Herden und ihre Hirten ist. Auf dem Wege nach diesem Orte sahn wir auf einem, aus der Ebene sich erhebenden kleinen Hügel ein viereckiges steinernes Gebäude liegen, welches ein Begräbnißort ist, wofern man anders die hiesige sonderbare Art, die Todten zu bestatten, mit der Benennung Begräbniß, das Wort in uneigentlichem Sinne genommen, belegen darf. Es herrscht nämlich auch hier, wie bei den Parsen in Indien, der auffallende Gebrauch, die Todten nicht zu begraben, sondern sie in freier Luft zur Nahrung für die Raubvögel und andere fleischfressende Thiere auszustellen. Selbst die Hunde nehmen Theil daran, und warten bei Leichenbegängnissen nur auf das Ende der Feiergebräuche, um den ausgestellten Leichen dann auch von ihrer Seite die letzte Ehre zu erweisen.

Es ist schwer zu errathen, durch welche Gründe ein sonst gar nicht unempfindliches, noch weniger barbarisches Volk, sich bewogen fand, einen der menschlicheren Empfindungsart so sehr widerstrebenden Gebrauch bei sich einzuführen. Wollten sie vielleicht dadurch, daß sie die Todten nicht begruben, sondern in freier Luft ausstellten, der Gefahr ausweichen, Scheintodte einzuschar-

ren? In diesem Falle läge, trotz allem Anscheine von Barbarei, denn doch in der That mehr Menschlichkeit und Vernunft dabei zu Grunde, als bei der Art, wie wir, oft unmenschlich genug, unsere Freunde und Verwandte, ohne hinlängliche Vorsichtsmaßregeln gegen das Lebendigbegraben anzuwenden, in die Erde zu scharren pflegen.

Zu Schaffa Gumba wurden wir von dem oberwähnten Fari Lama sehr freundlich aufgenommen und auf die gastfreundschaftlichste Art verpflegt. Wir fanden einen muntern, artigen und ehrwürdigen Greis an ihm, der für unsere Bequemlichkeit sehr liebreich sorgte. Er bewirthete uns mit einem, aus Hammelfleische mit Milch und Gewürz gekochten, wohlschmeckenden Gerichte, mit Datteln, gedörrten Aprikosen und Reißbrantwein. Man hatte uns ein Zimmer angewiesen, welches zu seinen Andachtsübungen bestimmt war, eine niedrige viereckige Stube, welche kein Fenster und überhaupt keine andere Oeffnung hatte, als die Thür. Dagegen war sie reichlich mit Götzenbildern versehen, die aber freilich die Dunkelheit derselben nicht vermindern konnten. Der kalte und schneidende Wind, der durch die offene Thür einen freien Eingang hatte, nöthigte uns, Feuer anlegen zu lassen. Allein da auch hier ein ordentlicher Stubenherd mit Rauchfang und ein Ofen zu den unbekannten Dingen gehören, so sahen wir uns bald genöthiget, auch auf die Erwärmung Verzicht zu thun, weil der das ganze Zimmer von oben bis unten anfüllende Dampf uns zu ersticken drohte. Am folgenden Morgen sahen wir die Berge umher, ungeachtet es erst der 15te des Herbstmonats war, mit Schnee bedeckt. Auf einem derselben, Chumulari genannt, bleibt der Schnee durch alle Jahrszeiten liegen. Dieser ist daher für die Ein-

gebornen ein Heiligthum, wohin sie wallfahrten, um ihre Andacht daselbst zu verrichten. Es ist die Art aller über die Natur und ihre Wirkungen schlechtunterrichteten Menschen, jede auffallende Naturerscheinung der unmittelbaren Wirkung einer Gottheit oder eines Geistes zuzuschreiben; folglich auch einen mit ewigem Schnee bedeckten Berg, eine warme Quelle, einen Wasserfall, einen feuerspeienden Berg und dergleichen für heilige, von Geistern oder Göttern bewohnte Oerter zu halten. Hier glauben sie daher auch jenen eingebildeten höhern Wesen näher zu sein, als anderswo, und deßwegen wird es für schicklich gehalten, an solchen Oertern sein Gebet zu verrichten. Der kindische Verstand dieser Menschen hat sich zu dem erhabenen Begriffe von einem allwissenden und allgegenwärtigen Wesen noch nicht erheben können.

Zu den wichtigern Naturerzeugnissen dieses Landes gehört vornehmlich auch das Bisam- oder Moschusthier. Dieses Thier liebt die Kälte, und hält sich daher gewöhnlich in beschneiten Gegenden auf. Zwei lange krumme Zähne, die ihm aus dem Maule, und zwar aus der untern Kinnlade, aufwärts gerichtet hervorragen, dienen ihm sowol zu Vertheidigungswaffen, als auch zu Werkzeugen, um die zu seiner Nahrung bestimmten Wurzeln auszugraben. Es ähnelt übrigens an Größe, Farbe und Gestalt einem kleinen Reh *);

*) Unser Verfasser legt ihm zwar in der Urschrift eine Aehnlichkeit mit dem Schweine bei; allein da dieses allen andern Nachrichten, welche glaubwürdige Leute davon gegegeben haben, widerspricht, und Hr. Turner auch nicht merken läßt, daß ihm selbst ein solches Thier zu Gesicht gekommen sei, so glaubte ich berechtigt zu sein, hierin von ihm abzuweichen. Der Herausgeber.

daher man es auch das wohlriechende Reh genannt hat. Das Hauptmerkmahl, wodurch es sich von andern Thieren unterscheidet, ist ein kleiner Beutel, der ihm unterm Leibe in der Gegend des Nabels hervorgewachsen ist, und worin sich eine starkriechende fette und körnige Materie, Bisam oder Moschus genannt, absetzt, womit ein beträchtlicher Handel von Indien aus nach Europa getrieben wird, weil sowol die Aerzte sie als Mittel gegen verschiedene Uebel verschreiben, als auch unsere schönen und süßen Herren und Frauen sich ihre Kleidungsstücke häufig damit zu bedüften pflegen, um sich, wo nicht wohlriechend, doch starkriechend zu machen. Aeußerlich unterscheidet dieses Thier sich vornehmlich durch zwei bis drei Zoll langes Haar, welches aufrecht steht, und nur am Kopfe und an den Lenden, wo es kürzer ist, anliegt.

Der höfliche Lama gab uns am folgenden Morgen beinahe zwei Deutsche Meilen weit das Geleit, und hatte nach dem Orte, wo er sich von uns trennen wollte, Zelte vorausgeschickt, die wir bei unserer Ankunft aufgeschlagen und mit Erfrischungen besetzt fanden. Wir genossen seine Gaben, und verließen ihn mit Empfindungen der Achtung und der Dankbarkeit.

Nachdem wir eine kurze Strecke von da zurückgelegt hatten, kamen wir in eine Gegend, wo wir eine große Menge wilder Pferde erblickten. Sie waren aber so scheu, daß wir sie nur in weiter Entfernung beobachten konnten. Durchs Fernglas bemerkte ich, daß sie sich von zahmen Pferden vornehmlich durch lange Ohren, nach Art der Maulesel, und durch einen kurzen Schweif unterschieden. Sie werden nie lebendig gefangen, sondern wie anderes Wild geschossen, weil man selbst bei jungen Thieren dieser Art, die man einfing und zu zähmen suchte, die Erfahrung machte, daß sie

nicht dazu taugen. Das Fleisch dieser wilden Pferde soll übrigens ganz wohlschmeckend sein.

Derjenige Theil von Tibet, durch welchen wir jetzt reiseten, ist der höchste, folglich auch der kälteste von allen. Die Sommerwärme ist hier so geringe und von so kurzer Dauer, daß das Getreide kaum in Aehren schießen, vielweniger reifen kann. Man säet indessen Weizen aus, aber nur, um ihn, als Viehfutter, grün abzumähen zur Zeit, wann bei der großen Trockenheit der Luft das Gras verdorrt, und es dann an Futter für die Herden fehlt. Diese Herden sind der Hauptreichthum des Landes. Die Pferde, welche man hier hat, stehen denen in Butan, wie an Schönheit, so auch an Kraft und Munterkeit, weit nach. Es sind kleine häßliche Geschöpfe mit dicken Köpfen und langen Haaren. Diese letzte Eigenheit trägt besonders dazu bei, ihnen ein plumpes Ansehn zu geben. Uebrigens weiß man weder hier, noch in Butan, etwas vom Beschlagen der Pferde, ungeachtet die Wege größtentheils so rauh und steinig, als irgendwo in der Welt, sind.

Die Tibeter gehören zu der großen Tatarischen Völkerschaft, die sich so sehr weit in Asien ausgebreitet hat. Bei dem Namen T a t a r pflegen wir uns in Europa einen rohen und wenigstens halbwilden Menschen zu denken; allein Diejenigen, welche Tibet bewohnen, gehören nicht in diese Klasse. Es sind vielmehr so sanfte, gutmüthige und menschenfreundliche Leute, als ich in andern Ländern je gefunden habe. Ich könnte zum Beweise dieser Behauptung viele kleine Züge anführen, die wir gleich bei den ersten Tagereisen innerhalb der Grenzen dieses Landes zu bemerken Gelegenheit hatten, ich will mich aber nur auf folgenden einschränken. Ich litt eines Abends an heftigen Kopfschmerzen, und hatte mich da-

her, sobald die Zelte aufgeschlagen waren, auf einem Teppich niedergelegt. Nicht lange, so sah ich unsern Führer hereinschleichen. Er näherte sich meinem Lager auf den Zehen, blickte sorgsam ringsherum, und da er einen Ueberrock und eine Tuchdecke liegen sah, so bedeckte er mich damit sehr sorgfältig, auf daß ich wärmer liegen sollte. Ich stellte mich, als schliefe ich, und er ging. Bald nachher kam ein Anderer eben so leise herein, und hob mir den Kopf sanft empor, um eine hölzerne Bank, die mir zum Kissen diente, wegzunehmen und ein Polster dafür unterzuschieben, welches er mitgebracht hatte. — Diese zarte Sorgfalt für einen Fremden zeuget denn doch von einer Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit, die man hier zu finden kaum erwarten sollte.

Am sechzehnten des Herbstmonates führte unser Weg über eine Ebene, welche eine vollkommene Wüste war, und zwar eine so unfruchtbare, öde und traurige, als wir je eine gesehen hatten. Einige Disteln, etwas Moos, und hie und da ein dürres Grashälmchen ausgenommen, war weit und breit kein Gewächs irgend einer Art zu sehen. Wir fanden hier, obgleich noch vier Tage bis zu Herbstes Anfang übrig waren, einen solchen Grad von Kälte und einen so schneidenden Wind, als wir bei uns kaum in den härtesten Wintern zu erleben pflegen. Und das unterm 28sten Grade der Breite! Der Wind war so scharf, daß wir nicht anders, als ganz vermummt, zu athmen vermochten. Dieser schneidende Wind soll im Winter oft so tödtlich scharf und heftig werden, daß man sogar wilde Thiere im freien Felde mit zerrissenen Gesichtern todt liegen sieht. Der Sommer soll in diesem unwirthlichen Lande nicht viel lieblicher sein, weil alsdann der Reisende durch Wolken von

Staub und Sand, die ein heftiger Wind mit sich fortreißt, erstickt zu werden besorgen muß.

Nachdem wir einige Meilen in dieser Wüste fortgeschritten waren, kamen wir in eine Gegend, wo wir drei Quellen in geringer Entfernung von einander fanden, aus welchen Bäche ablaufen, die bald darauf vereiniget sich in einen See ergießen. Man schreibt diesen Quellen Heilkräfte zu; mit welchem Rechte, das muß ich dahin gestellt sein lassen. Rings um den See her fanden wir den Boden mit einer weißen Masse verkrustet, die einen salzigen Geschmack hat. Ob dieselbe aus dem Boden schwitzt, oder von dem ausgeworfenen Schaum des Sees herrührt, konnte ich nicht entdecken. Wir fanden indeß das Erste wahrscheinlicher, weil das Wasser des Sees keinen besondern Geschmack hat, und weil wir am nächstfolgenden Tage über eine andere, völlig trockne Ebene kamen, die mit eben dieser weißen Materie, wie mit Reif, bedeckt war. Sie wird den Eingebornen dadurch nützlich, daß sie die Stelle der ihnen völlig unbekannten Seife vertritt. Vermuthlich ist sie ein von dem Boden ausgeschwitztes Salz, welches den Scheidekünstlern unter dem Namen Natrum bekannt ist, und welches sowol zur Bereitung der Seife, als auch zur Verfertigung des Glases gebraucht werden kann.

Wir setzten unsere Reise an den Ufern dieses Sees bis zu einer Erdenge fort, wo derselbe durch einen aus ihm abfließenden Bache mit einem zweiten, noch größern Landsee zusammenhängt. Hier schlugen wir in einem engen, von Felsen eingeschlossenen Thale, neben einem daselbst befindlichen Dorfe unser Lager auf, wo wir den ersten mit Getreide bebauten Acker in Tibet fanden. Allein trotz der geschützten Lage war der Weizen, den

er trug, von zwergartigem Wuchse und erst jetzt gereift. Der erwähnte größere See ist, wie alles Große und Außerordentliche in der Natur, ein Gegenstand der Verehrung für die Eingebornen. Sie halten ihn für den Wohnort eines ihrer Götter. Das Steigen und Sinken seines Wassers verkündiget ihnen, ihrem Aberglauben zufolge, Glück oder Unglück.

Je weiter wir in diesem Lande kamen, desto auffallender wurde der Unterschied zwischen Butan und ihm. Jenes, welches aus lauter mächtigen Gebirgen besteht, bietet überall die erhabensten Ansichten dar, ist fast überall fruchtbar, und von seinen fleißigen Bewohnern, so weit ihr Bedürfniß es erfodert, wohl angebaut. Tibet hingegen gehört zu den unfruchtbarsten und traurigsten Ländern des Erdbodens. Nur hier und da steigt eine nackte felsige Anhöhe empor; das Uebrige besteht aus unfruchtbaren dürren Ebenen, welche großen Theils fast gar keines Anbaues fähig sind. Dörfer mit etwas angebautem Lande findet man nur da, wo dergleichen Felsenberge Thäler bilden, und wo man gegen die Wuth der kalten Winde einigermaßen geschützt ist. Allein so arm auch dieses Land an Bergen, Strömen, Bäumen, Früchten und Gewächsen aller Art ist, so freigebig hat die Natur es doch mit zahmen und wilden Thieren beschenkt. Es wimmelt, wie von Herden, die seinen Hauptreichthum ausmachen, so auch von Wildbret, Geflügel und Raubthieren aller Art. Auch hier zeigt es sich, daß die Vorsehung ihre Gaben unter die Bewohner verschiedner Länder zwar sehr verschieden, aber doch unparteiisch, ausgespendet hat, indem sie jedem Lande irgend Etwas verlieh, wodurch die Bewohner desselben für Das, was sie entbehren sollten, und was Andern zugewandt wurde, schadlos gehalten werden.

Die Tibetischen Dörfer fallen nicht besser in die Augen, als das Land, worin sie liegen. Die Häuser der Landleute, aus rohen Steinen erbaut, die nur über einander gelegt und nicht durch Mörtel verbunden werden, scheinen eben so viele Ziegelscheunen zu sein, weil sie, der strengen Winde wegen, nur einige kleine Luftlöcher, aber keine Fenster haben. Oben sind sie flach, und ringsumher mit einer drei Fuß hohen Brustwehr versehen. Gemeiniglich liegt auf jedem Hause ein Klumpen loser Steine, in welchem eine Stange befestiget ist, woran man eine lange Fahne von Papierstreifen oder weißen Läppchen befestiget hat, die von einem Hause zum andern reicht. Diese sollen ein unfehlbares Mittel gegen Zauberei und gegen die Einwirkungen der bösen Geister sein!!

In einem dieser Dörfer hätte ich leicht ein schlimmes Abenteuer haben können. Aus Neugier strich ich, und zwar ohne Begleitung, zwischen den Häusern herum, und da ich an eine, zum Viehstalle dienende steinerne Einfassung gekommen war, hatte ich den Einfall hineinzutreten, um mich darin umzusehen. Plötzlich sprang ein ungeheurer Hund auf mich ein, der, seiner Größe nach zu urtheilen, es mit jedem Löwen aufnehmen konnte. Glücklicher Weise hinderte mich der Schrecken nicht, mich zu erinnern, daß diese Thiere hier zu Lande ungewöhnlich feig zu sein und nur Diejenigen anzufallen pflegen, die vor ihnen laufen. Ich stand daher, und so wurde es mir leicht, ihn von mir abzuhalten. Wäre ich geflohen, so würde er mich wahrscheinlich zerrissen haben, ehe mir Jemand hätte zu Hülfe kommen können. Junge Leser mögen hieraus lernen, daß der Muthige in der Regel allemahl weniger Gefahr läuft, als der Feige.

8.

Fortgesetzte Reise durch Tibet. Ankunft zu Teschu Lumbu. Aufnahme daselbst.

Am nächstfolgenden Tage lief unser Weg durch ein enges Thal neben einem Flusse hin. Hier fanden wir zum ersten Mahle etwas gut angebautes Land. Es war mit Weizen und Erbsen bestellt. Der Anblick der letzten reizte unsere Eßlust; als man uns aber ein Gericht davon bereitet hatte, fand es sich, daß unsere Freunde, aus zärtlicher Sorgfalt für unsern Geschmack, gerade die ältesten ausgesucht hatten, weil sie diese für die lieblichsten hielten. Diese Verschiedenheit des Geschmacks zeigte sich an einem andern Orte, wo man die Mahlzeit für uns zubereitet hatte, auf eine noch auffallendere Weise. Der Tisch war nämlich theils mit rohen, theils mit gekochten Hammelkeulen besetzt. Ich und meine Gefährten machten uns natürlicher Weise an die letzten; die Tibeter hingegen zogen die ersten vor, und lächelten über den verkehrten Geschmack der verwöhnten Europäer.

Wir kamen heute bei den Trümmern vieler Dörfer vorbei, die bei einer Pockenseuche von den Einwohnern waren verlassen worden. Die Tibeter fürchten diese Krankheit, wie die Pest, weil sie keine Mittel dagegen kennen, und nichts dabei zu thun wissen, als den Ort, wo sie sich zeigt, sogleich zu verlassen, und die armen Angesteckten ihrem Verhältnisse preiszugeben. Diese müssen daher, wo nicht der Wuth der Krankheit, doch dem Mangel an Unterhalt und Pflege erliegen. Selbst die Hauptstadt Teschu Lumbu stand einst auf diese Weise drei Jahre hindurch leer, indem der Lama mit seinem Hofstaate, sammt allen Einwohnern, daraus geflüchtet

war, und Niemand eher wieder dahin zurückkehrte, als bis man vermuthete, daß von der Ansteckung nichts mehr zu besorgen wäre. Der arme Lama wurde in der Folge, wie wir weiter unten hören werden, dennoch ein Opfer dieser furchtbaren Krankheit.

Auf unserer heutigen Tagereise trafen wir auch ein warmes Bad an, welches mit einer Mauer umgeben und mit Zwillich bedeckt war. Ein dabei befindliches Zelt war mit Menschen angefüllt, welche sich desselben, der Eine gegen dieses, der Andere gegen jenes Uebel, bedienten. Ihrer Aussage nach, sollte es alle Krankheiten heilen. Die Art, es zu gebrauchen, ist folgende: man steigt täglich fünf bis sechsmahl bis an die Brust hinein, und hält darin, trotz der großen Hitze, jedesmahl einige Minuten aus. Dann bedeckt man sich mit warmen Tüchern, um die Ausdünstung abzuwarten. Der aus diesem Bade aufsteigende Dampf hatte einen schwefeligen Geruch, und der Boden ringsumher zeigte eine starke weiße Verkrustung; auch war er überall mit Stücken eines schlackenartigen Wesens belegt, welches so löcherig als ein Schwamm war. Er klang bei den Tritten der Pferde, als wenn er hohl gewesen wäre.

Von hieraus kamen wir durch eine Gegend, welche, vermuthlich durch ein Erdbeben, mit zerbrochenen Felsenstücken ganz übersäet war. Zwischen denselben erhoben sich auf allen Seiten senkrecht stehende nackte Klippen in unendlich mannichfaltigen Formen und Gestalten, wodurch die ganze Gegend ein gar seltsames Ansehn erhielt. Ein dadurch hinströmender Fluß hatte einen beträchtlichen Fall, und stürzte sich mit heftigem Geräusche über sein unebenes Felsenbette hin. Auf den größten Felsenblöcken, die nahe am Wege lagen, waren Kieselsteine angehäuft, und wir bemerkten, daß jeder Vorüber-

gehende die Zahl derselben durch einen vermehrte. Nach angestellter Erkundigung erfuhren wir, daß es folgende Bewandtniß damit habe. Es wird durch ganz Indien für eine Glaubenspflicht gehalten, auf einen Leichnam, den man am Wege findet, einen Stein oder Erdkloß zu legen, wodurch denn mit der Zeit, oft erst, wenn der Leichnam längst verweset ist, an einer solchen Stelle ein Hügel entsteht, der von jedem Vorübergehenden vergrößert wird. Eben diese Glaubenspflicht wird nun auch gegen die am Wege liegenden Felsentrümmer auf den möglichen Fall ausgeübt, daß beim Herabsturz derselben irgend Jemand, der sich gerade an der Stelle befinden konnte, getödtet worden sei. In einen ungeheuern Felsen, der sich zwischen diesen Trümmern erhob, fanden wir die Riesengestalt des Hauptgötzen dieses Landes, des Mahamuni, mit untergeschlagenen Beinen sitzend, eingehauen. Das Werk verdiente, zwar nicht von Seiten der Kunst und des Geschmacks, wol aber wegen der ausdauernden Geduld, welche der Künstler dabei bewiesen hatte, bewundert zu werden.

Am Ende der sehr beschwerlichen Reise durch diese Felsentrümmer übernachteten wir in einem mit Weidenbäumen bepflanzten Orte, wo unsere Zelte aufgeschlagen wurden. Nach einer so langen Reise durch nackte und öde Gegenden that es uns ungemein wohl, einmahl wieder unter Bäumen zu ruhen. Am folgenden Tage erreichten wir ein niedliches Dorf, Naini genannt, das erste dieser Art, welches uns bis dahin vorgekommen war. Es lag am Fuße eines Felsens, und bestand aus regelmäßigen und reinlichen Gebäuden, wovon einige roth eingefaßt, andere roth gestreift und mit Weidenbäumen umgeben waren. Das Land wurde von hier an angenehmer und volkreicher.

Wir kamen bei einem festen Schlosse, Jansu genannt, vorbei, welches auf einem ringsumher mit steilen Klippen umgebenen Felsen steht, und für die hiesige Art, Krieg zu führen, schwer genug zu erobern sein mag. Ein darauf folgendes großes Thal mußte ehemahls das Bett eines beträchtlichen Sees gewesen sein, wie der graue Kiessand und die im Wasser abgerundeten Steine, woraus der Boden bestand, noch deutlich zu erkennen gaben. Ob er durch Kunst, oder durch irgend eine Naturbegebenheit ausgetrocknet war, konnten wir nicht erfahren. Der Aberglaube der Eingebornen schrieb es einem der Götter des Landes, Gia genannt, zu. Dieser soll ganz Tibet, welches einst unter Wasser stand, folglich auch diesen See, in Land verwandelt haben, indem er das Wasser nach Bengalen hin ableitete. Wahrscheinlich lebte einmahl ein Mann dieses Namens, der sich um die Austrocknung überschwemmter Gegenden verdient machte, und deßwegen, gleich andern hervorragenden Männern des Alterthums, von dankbaren Nachkommen vergöttert wurde. Fast alle eingebildete Götter der Vorwelt sind auf eine ähnliche Art entstanden.

In dieser Gegend wurden wir von einer Menge alter und junger Bettler beiderlei Geschlechts angefallen. Ich erwähne dieses Umstandes, um die Bemerkung beizufügen, daß das Bettlerwesen in diesem Lande sich dadurch von dem unsrigen unterscheidet, daß man die Mildthätigkeit der Leute nicht durch wirkliches, oder angenommenes Elend, sondern vielmehr durch lustige Possen zu reizen sich bemüht. Wir sahen z. B. unter den Bettelnden verschiedene Knaben, welche Larven trugen, und in dieser Vermummung allerlei Kunststücke machten; ja sogar alte Weiber, die eine elende Art von Zi-

ther spielten, und dieses erbärmliche Tonspiel mit Luftsprüngen begleiteten. Ein paar Stücke Geld, die ich auf den Boden warf, befreiten mich von diesen Lustigmachern, indem sie Alle darüber herfielen, und mich unterdeß meines Weges ziehen ließen.

Unsere Straße lief jetzt immer an dem Ufer eines Flusses, größtentheils durch wohlangebaute Gegenden hin, wobei wir auf viele kleine und niedliche Dörfer stießen, deren jedes aus vier bis zehn ganz artigen viereckigen Häusern bestand. Die weißen Mauern derselben schimmerten freundlich zwischen Weidenbäumen hervor, von welchen sie umgeben waren.

Am folgenden Tage erreichten wir die Stadt und das Schloß Painom. Letztes liegt hoch auf einem senkrecht abgeschnittenen Felsen, die Stadt hingegen an dem Fuße desselben, der von dem oben erwähnten Flusse bespült wird. Die Tibeter legen alle starke Gebäude — Schlösser, Klöster, Festungen u. s. w. — auf Felsen an. Ueber den Fluß geht eine Brücke von der hier gewöhnlichen, nicht sehr meisterhaften Bauart. Die Pfeiler, auf welchen sie ruhet, bestehen aus rauhen, ohne Kitt auf einander gepackten Steinen, welche durch große Bäume mit Wurzeln und Zweigen, deren einige noch grünten, zusammengehalten werden. Von Pfeiler zu Pfeiler liegen dünne Balken, und über diese hat man flache Steine ohne allen Verband gelegt, so daß sie unter den Fußtritten des Hinübergehenden wackeln und klappern. Man begreift, daß das Hinübergehen über eine solche Brücke nicht ohne Gefahr geschieht. Gleichwol wurde diese, die ich jetzt beschrieben habe, für die beste im Lande gehalten.

Wir kamen heute dem Orte unserer Bestimmung, Teschu Lumbu, schon so nahe, daß wir die vergoldeten

Gipfel einiger hervorragenden Gebäude in der Abendsonne schimmern sahn. Ihn vor Einbruch der Nacht völlig zu erreichen, wurde unthulich gefunden. Wir übernachteten daher an einem Orte, welcher Tsondu heißt, und beschlossen, den folgenden Morgen so früh aufzubrechen, daß wir gerade mit Sonnenaufgang zu Teschu Lumbu ankommen könnten. Es geschah. Nie habe ich einen schönern Anblick gehabt. Es ist unbeschreiblich, wie glanzvoll und prächtig dieser Wohnort des Teschu Lama mit seinen vielen vergoldeten Zeltdächern und Thürmchen vor uns dastand, indem er die Strahlen der in ihrer vollen Herrlichkeit hervortretenden Morgensonne zurückwarf. Der ganze prächtige Ort besteht zwar aus drei- bis vierhundert Gebäuden; allein diese stehen alle unter sich dergestalt in Verbindung, daß sie nur ein einziges unermeßliches Kloster oder Schloß, mit vielen Höfen und Flügeln bilden. Er steht, wie alle Gebäude dieser Art, an einem erhabenen Orte, und erscheint daher um so viel majestätischer.

Wir ritten durch eine enge Straße, mitten durch den klösterlichen Palast, bis zu der in demselben für uns bestimmten Wohnung, die in einer Reihe prächtiger Zimmer von lachenden Farben bestand. Während unsers Einzuges ertönten viele starkschallende Tonwerkzeuge, wodurch die Mönche zu ihrer Morgenandacht herbeigerufen wurden.

Sobald wir von unserer nunmehrigen Wohnung Besitz genommen hatten, erhielten wir Bewillkommungsbotschaften von den beiden ersten Männern des Reichs, welche jetzt an der Spitze der Regierung standen. Der Eine war der wirkliche Reichsverweser, Schanju Kuschu, der Bruder des verstorbenen Lama; der Andere, Supun Schumbu, der Obermundschenk. Beide

schickten, dem hier allgemein herrschenden Gebrauche gemäß, weiße Schärpen, eine Höflichkeitsbezeigung, ohne welche auch hier, wie in Butan, kein Besuch abgelegt, keine Bestellung verrichtet und kein Geschäft, weder schriftlich, noch mündlich, abgemacht wird. Die Beobachtung dieser Förmlichkeit ist ihnen so wichtig, daß der Raja von Butan einst ein Schreiben des Oberstatthalters Hastings unerbrochen zurückschickte, weil er ihm anfühlen konnte, daß keine Schärpe darin enthalten war. Die Farbe derselben richtet sich auch hier nach dem Ansehn der Person; weiße Schärpen werden den Vornehmern, karmosinrothe den Geringern gegeben. Personen von gleichem Range wechseln bloß ihre Schärpen; der Höhere hingegen streckt seine Hand aus, um die für ihn bestimmte anzunehmen; dem Niedern wird sie erst dann, wenn er entlassen werden soll, von einem Bedienten umgehängt. Die geheiligten und geheimnißvollen Worte: Uhm manni paimi uhm, pflegen an beiden Enden, wo sie mit einer Franse besetzt sind, eingewebt zu sein.

Ich ermangelte nicht, beiden erhabenen Personen für die mir bewiesene Aufmerksamkeit durch den Boten danken zu lassen, und Jedem von ihnen eine weißseidene Schärpe zurückzuschicken.

Kaum waren diese ersten, gar nicht lästigen Höflichkeitsbezeigungen gewechselt, so trugen Bediente einen reichlichen Vorrath von Erfrischungen herbei, die in Thee, geröstetem Reiß, getrockneten Früchten und andern Lebensmitteln bestanden. Beim Genuß derselben, und auch nachher, den ganzen Tag über, blieben wir mit jedem Staatsbesuche, so wie überhaupt mit jeder beschwerlichen Förmlichkeit völlig verschont. Wir konnten uns ungezwungen und ungestört dem Vergnügen der

Erholung durch Speise und Trank und Ruhe überlassen, eine Aufmerksamkeit, die viel vernünftiger, und für den erschöpften Reisenden viel wohlthätiger ist, als der bei uns herrschende Gebrauch, den ankommenden Fremden mit gesellschaftlichen Unterhaltungen zu überhäufen, oder gar mit steifen Feierlichkeiten zu quälen, die ihm nothwendig sehr beschwerlich fallen müssen.

Wir waren durchaus mit Allem versehen, was wir zu unserer Erholung und Bequemlichkeit nur immer wünschen konnten. Unsere Wohnung war ein erst in neuern Zeiten von dem letztverstorbenen Teschu Lama erbauter Theil des Palastes, und bestand aus eben so bequemen, als schönen Zimmern. Bediente des Reichsverwesers standen zu unsern Befehlen bereit, wir mochten ihrer zum Ausschicken, oder zu häuslichen Verrichtungen nöthig haben. Mit Allem, was wir sonst zur Befriedigung unserer Bedürfnisse wünschen konnten, waren wir reichlich versehen. Wir fingen an, es uns hier recht wohl sein zu lassen.

Erst gegen Abend fand sich ein Mann bei uns ein, der schon für einen alten Bekannten und Freund von uns gelten konnte. Es war ein Beamter, den man mir bis an die Grenze von Tibet entgegengeschickt hatte, und der von da bis hieher unser Begleiter und Führer gewesen war, ein sehr gefälliger, und schon durch sein Aeußeres einnehmender Mann. Die Tibeter haben in der Regel ein stolzes und finsteres Ansehen. Er hingegen machte eine Ausnahme davon; denn seine Gesichtszüge kündigten einen eben so freundlichen und sanften, als verständigen Mann an. Nie strafte auch irgend eine seiner Handlungen diese seine einnehmende Gesichtsbildung Lügen. Er blieb immer gleich gefällig gegen uns. Während unsers Aufenthalts an diesem Orte ver-

ging kein Tag, an welchem er nicht einige Stunden bei mir zubrachte. Er unterrichtete mich in der Tibetischen Sprache, und wenn ich von der Anstrengung, die vielen Gurgel- und Nasentöne, welche diese Sprache enthält, nachzubilden, ermüdet war, so setzte er sich, um mich ausruhen zu lassen, mit mir ans Schachbrett, und trieb, bei seiner Ueberlegenheit in diesem Spiele, die Gefälligkeit oft so weit, sich von mir besiegen zu lassen. Uebrigens wird dasselbe hier nach eben den Regeln gespielt, wie bei uns. —

Am folgenden Morgen wurde mir angezeigt, daß der Staatsverweser Willens sei, uns schon heute Gehör zu geben. Wir schickten uns dazu an, und als die Stunde, die man dazu bestimmt hatte, gekommen war, gingen wir, Herr Saunders und ich, von Porungier, als Dolmetscher, begleitet, nach demjenigen Theile des Palastes, in welchem die Feierlichkeit vor sich gehen sollte. Wir brauchten dabei nicht über die Straße zu gehen, weil dieser Theil, so entfernt er auch war, mit den von uns bewohnten Zimmern in Verbindung stand.

Das Gehörzimmer — oder möchten meine jungen Leser lieber das undeutsche Wort Audienz-Zimmer hören? — war ein großer, länglich gebauter Saal, dessen Decke von einer ringsumherlaufenden Säulenreihe getragen wurde. Das Licht fiel durch eine im Mittelpunkte angebrachte Oeffnung hinein, die mit einem beweglichen Schirmdache versehen war, welches aufgesetzt und weggenommen werden konnte, je nachdem die Witterung es erfoderte, und man entweder die erwärmenden Sonnenstrahlen hineinfallen lassen, oder bei feuchtem Wetter den Regen abhalten wollte. Die Säulen waren karmosinroth und reich mit Gold geziert, die

Wände blau und mit drei Streifen eingefaßt, wovon der mittlere gelb, die beiden äußern roth waren. Der Fußboden bestand aus einer Zusammensetzung von braunen und weißen Kieselsteinen, die durch eine starkbindende und glänzend gemachte Thonerde verbunden waren. Außer der einen Thür, durch welche wir hineingeführt wurden, und der erwähnten Oeffnung in der Decke, gab es in diesem Saale weder Fenster noch Thüren mehr. Der Thron stand, ungefähr vier Fuß erhoben, der Thür gegenüber, und war mit gelben Atlaßkissen gepolstert, die mit Fransen und Goldstoff reich verziert waren. Am Fuße desselben brannten wohlriechende Kerzen, und neben ihnen standen Prachtgefäße, worin ein langsames Feuer von wohlriechendem Holze unterhalten wurde. Den Thron kann Keiner, als nur der jedesmahlige Teschu Lama selbst, einnehmen, wann er Rechtssprüche zu thun, oder dem Volke seinen Segen zu ertheilen hat.

Wir fanden daher auch den Reichsverweser nicht auf dem Throne, sondern neben demselben auf einem hohen Atlaßkissen sitzen. Der Supun Schumbu oder Obermundschenk, als die zweite Person im Reiche, saß neben ihm. Dem Landesgebrauche gemäß, fingen wir damit an, Beiden weiße Schärpen zu überreichen, die sie annahmen, ohne ihre Sitze zu verlassen. Dann übergab ich das Schreiben des Oberstatthalters, nebst einer Schnur Perlen und Korallen, während die übrigen größern Geschenke aufgestellt wurden. Der Reichsverweser gab uns durch einen bedeutenden Wink mit der Hand zu erkennen, daß wir uns auf zwei erhobenen Polstersitzen, die für uns hingestellt waren, niederlassen möchten. Wir gehorchten, und sitzend hielt ich nun meine Anrede an ihn, worin ich, außer den gewöhn-

lichen Freundschaftsversicherungen von Seiten meiner Obern, den Zweck meiner Sendung erklärte, welcher darin bestand, die zwischen den beiderseitigen Regierungen bestehenden Bande der Freundschaft fester zu knüpfen, dem neuen Lama zu seiner Wiedererscheinung Glück zu wünschen, und ihn zu ersuchen, seinen Freund, den Oberstatthalter Hastings, ferner mit eben den Gesinnungen der Freundschaft zu beehren, womit er ihm in seinem vorigen Dasein ergeben gewesen wäre.

Der Reichsverweser versicherte hierauf sehr ernsthaft, daß der neue Lama und der vorige wirklich eine und ebendieselbe Person wären, nur daß er jetzt, da er seinen ehemahligen Körper gegen den eines Kindes vertauscht habe, noch nicht in Stande sei, seine unveränderten Gesinnungen auszudrucken. Er sprach hierauf noch Vieles, theils über den Schmerz, den der in China ihrem Oberhaupte zugestoßene Unfall *) ihnen verursacht habe, theils über die große Verehrung, die in jenem Lande ihm widerfahren wäre, und über den lebhaften Antheil, den der Kaiser von China sowol an seinem Tode, als auch an seiner Wiedergeburt genommen habe. Eben so umständlich äußerte er sich über die Gesinnungen der Freundschaft gegen den Oberstatthalter, die der

*) Der vorige Lama war auf vielfältige dringende Einladungen nach China gereiset, weil der Kaiser ein großes Verlangen trug, seinen Segen, und mit demselben mündlichen Unterricht über verschiedene Punkte des Lamaglaubens, der auch durch China verbreitet ist, von ihm zu erhalten. Hier wurde er, nach einer Aufnahme, welche an Pracht und an jeder Art von Ehrfurchtsbezeigungen Alles übertraf, was in Europa bei den Reisen der Päpste jemahls gesehen wurde, von den Pocken befallen, und starb, oder ging vielmehr, wenn wir den Tibetern glauben wollen, aus seinem bisherigen Körper in den eines jungen Kindes über.

Teschu Lama aus seinem vorigen Leben in das gegenwärtige hinübergenommen habe, und fügte hinzu: Maha Guru, — d. i. der große geistliche Meister, ein Titel des Lama, der ungefähr so viel, als Se. Heiligkeit, sagen mag, habe schon den Kaiser von China von diesen seinen Gesinnungen benachrichtiget, und man hoffe, daß der Kaiser ihm seinen Beifall darüber bezeigen werde. Man muß hiebei wissen, daß Tibet zwar nicht geradezu der Oberherrschaft des Kaisers von China unterworfen, aber doch sehr abhängig von ihm ist.

Auch Supun Schumbu, der Mundschenk, sprach zuweilen mit, und machte mir ähnliche Aeußerungen. Dann wurden allerlei Erfrischungen aufgetragen, wobei man uns die ausgezeichnete Ehre erwies, uns Thee aus einer Art von Tassen trinken zu lassen, aus welchen, einem Landesgesetze gemäß, in Tibet nur der Lama, in Butan nur der Raja trinken darf. Der Reichsverweser ersuchte mich endlich noch zu wiederholten Mahlen, Alles zu fodern, was meine Bedürfnisse heischten, weil die zu meiner Bedienung angestellten Personen angewiesen wären, meine Befehle aufs schleunigste und pünktlichste zu erfüllen. Wir erhielten hierauf Jeder eine Schärpe aus seiner Hand, und kehrten wieder nach unserer Wohnung zurück, sehr vergnügt über die schmeichelhafte Aufnahme, die man uns hatte angedeihen lassen.

Ich war gesonnen, auch dem Supun Schumbu noch an eben diesem Tage unsern ersten Besuch zu machen, allein wir waren kaum wieder in unserer Wohnung angekommen, als alle Glocken des Klosterpalastes die sämmtlichen Gilongs oder Mönche, wozu der Reichsverweser und der Obermundschenk gleichfalls gehörten, zur Andachtsübung riefen. Unmittelbar darauf entstand durch den ganzen Palast ein so starkes und verwirrtes Geräusch,

daß wir dadurch erschreckt wurden, und auf die Besorgniß eines plötzlich entstandenen Aufruhrs geriethen. Allein man beruhigte uns durch die Nachricht, daß dieses Geräusch bloß von dem Eifer der zu ihrer Andachtsübung eilenden Mönche herrühre.

9.

Aufenthalt zu Teschu Lumbu. Feierlicher Aufzug daselbst. Morgenländische Schwärmereien.

Am folgenden Morgen kam Supun Schumbu meinem Besuche durch eine verbindliche Einladung zuvor, und wir eilten hierauf, ihm unsere Aufwartung zu machen. Auch er bewohnte einen besondern Theil des Palastes, zu dem wir gleichfalls kommen konnten, ohne über einen öffentlichen Platz gehen zu müssen, so weit dieser Theil auch von unserer Wohnung entfernt lag. Man führte uns durch eine endlose Reihe von Gemächern, bis wir endlich zu demjenigen kamen, welches ihm zum Wohnzimmer diente. Dieses hatte durch einen vorspringenden Erker eine der schönsten Aussichten ins Thal umher, und wurde von der Sonne, deren Strahlen in dieser Jahreszeit überaus wohlthätig waren, sehr angenehm erleuchtet und erwärmt.

Wir übergaben, wie gewöhnlich, unsere Schärpen, dann das Schreiben und die Geschenke, welche mir für diesen sehr bedeutenden Mann mitgegeben waren. So nenne ich ihn, nicht allein in Bezug auf sein Amt, wodurch er die zweite Person im Reiche war, sondern auch wegen seiner Gemüths- und Verstandes-Eigenschaften, wodurch er in allgemeiner Achtung sowol hier, als auch in China, stand. Wir fanden einen eben so artigen als verständigen, und dabei gar nicht stolzen Mann

an ihm. Sehr zufrieden über die nähere Bekanntschaft mit diesem wackern Manne kehrten wir, nach einer ziemlich langen Unterredung mit ihm, wieder nach unserer Wohnung zurück.

Es standen jetzt dem Reiche einige sehr feierliche Tage bevor. Der junge Lama sollte aus einem Kloster im Thale Painom, seinem jetzigen Aufenthaltsorte, nach einem, zwei Tagereisen von hier entlegenen und für ihn eingerichteten Kloster, Terpaling genannt, gebracht werden, um daselbst als der wiedergeborne, unsterbliche Mittler zwischen den Menschen und dem höchsten Wesen öffentlich anerkannt zu werden, und die feierliche Huldigung seiner gläubigen Unterthanen anzunehmen. Der Kaiser von China hatte zu diesem Behuf einen Trupp Soldaten, unter Anführung eines Befehlshabers von hohem Range, gesandt, welche den Lama als eine Ehrenwache begleiten sollten. Auch waren Chinesische Staatsbeamte angekommen, welche bestimmt waren, den sehr prächtigen beweglichen Thron zu tragen. Der Reichsverweser und der Supun Schumbu sollten den Zug zu Pferde anführen.

Sehr gern wäre ich ein Augenzeuge dieser großen und sonderbaren Feierlichkeit gewesen. Ich ließ daher durch den Porungier um die Erlaubniß dazu anhalten; allein zu meinem lebhaften Mißvergnügen glaubte der Reichsverweser in der Nothwendigkeit zu sein, diesen Wunsch abzulehnen. Er fürchtete die Eifersucht und den Argwohn der Chineser zu erregen, welche die Gegenwart eines fremden Gesandten bei dieser Festlichkeit ungern sehen möchten. Ich mußte also schon Verzicht darauf thun.

Ungeachtet der Weg, auf welchem der kleine Teschu Lama von dem einen Orte zum andern geführt werden

mußte, nicht viel über drei Deutsche Meilen lang war so fand man es doch unthulich, den Zug in Einem Tage zu vollenden. Das machte die ungeheure Menge von Menschen, welche herbeigeströmt war, um dem heiligen Lamakinde ihre Verehrung zu bezeigen. Diese warfen sich haufenweise anbetend vor ihm auf dem Wege nieder, wodurch der Zug denn jedesmahl aufgehalten wurde. Der Abend brach darüber ein, und man sah sich genöthiget, Zelte aufzuschlagen, und darin zu übernachten. Am folgenden Tage erreichte man endlich, nachdem man früh aufgebrochen war, das Kloster Terpaling, wo der junge Lama für jetzt noch der Aufsicht seiner Aeltern anvertraut wurde. Nachdem dieses Geschäft beendiget war, kehrte der Reichsverweser nach Teschu Lumbu zurück.

Die Bequemlichkeit, diesen Rückzug aus unsern Fenstern anzusehen, hielt uns einigermaßen schadlos für das Vergnügen, welches wir hatten entbehren müssen. Der Reichsverweser ritt in Begleitung der obgedachten Chinesischen Ehrenwache, die aus zwei bis drei hundert Mann bestand. Diese führte und schloß den Zug. Er selbst war mit den ersten Tibetischen Staatsbeamten umgeben, welche Alle, so wie er, festlich geschmückt waren. Sein eigener Anzug bestand in einem, mit Zobel gefütterten, gelb-atlassenen Feierkleide, und in einem dunkelrothen Mantel, welcher auf der linken Schulter befestiget war, so daß sein rechter Arm frei blieb. Dabei trug er einen runden, mit gelbem Firniß überzogenen Hut, und rothe Stiefel. In einem Gürtel, der seine Hüften umschloß, hing ein Messer, nebst einem Beutel, worin die Tataren ihren nöthigsten Haus- und Reisebedarf — Pfeife, Tabak, Feuerzeug, Theetasse und ein kleines Geldsäckchen — zu führen pflegen.

Sein Pferd war prächtig aufgeschirrt, und unter andern mit großen karmosinrothen Quasten und einem Halsbande geziert, an welchem eine Menge Glöckchen hingen, die bei jedem Schritte klingelten. Uebrigens war das Pferd auf beiden Seiten mit so vielen Rinderschwänzen behängt, daß die Gestalt desselben kaum durchzusehen war. Der Zug ging in feierlich langsamen Schritten.

Die den Reichsverweser umgebenden Staatsbeamten waren Alle beinahe auf ebendieselbe Weise gekleidet, nur daß ihr Anzug aus etwas schlechterem Zeuge bestand. Die Kilmucks oder Kalmücken hingegen, welche dabei waren, zeichneten sich durch ungeheure runde Hüte aus, an welchen rund umher Locken von gelber Seide hingen. Einige Goseins oder Einsiedler von der Indischen Grenze, und etliche Moguln, erschienen in der ihnen eigenthümlichen, beinahe Türkischen, Landestracht.

Eine besondere Art von Ehrenbezeigung, welche reisenden großen Herren hier zu Lande erwiesen wird, besteht darin, daß auf beiden Seiten des Weges, jedoch in beträchtlicher Entfernung, große Haufen Feuer angelegt werden, aus welchen mächtige Rauchsäulen emporsteigen. Eben diese Ehrfurchtserweisung widerfuhr dem Reichsverweser, bei seiner Zurückkunft nach Teschu Lumbu, und der Zug erhielt auch dadurch einen hohen Grad von Feierlichkeit. Viele Zuschauer warfen sich bei der Annäherung des Zuges ehrfurchtsvoll zur Erde; auf den Mauern des Palastes weheten kleine Fahnen, und der Einzug selbst geschah unter Trompeten- und Paukenschalle.

Der Chinesische Befehlshaber und seine Leute wurden nicht in den Palast aufgenommen, sondern mußten außerhalb desselben ein Lager beziehen. Hier hielten

sie zwei Rasttage, worauf sie die Zelte abbrachen, und nach Lossa, ihrem Standquartiere, zurückzogen. So lange sie da waren, sah man auf den Gesichtern der Tibeter eine Verlegenheit, die aus Furcht und Argwohn herzurühren schien, und welche verschwand, sobald die Chineser sich wieder entfernt hatten. Das Verhältniß, worin die Regierung dieses Landes zu der in China steht, mag wol von kitzlicher Natur sein, und große Behutsamkeit erfodern.

Schon von den ersten Tagen meines Hierseins an wurde meine Neugierde sehr stark von zwei Gegenständen angezogen, die ich in Augenschein zu nehmen und näher kennen zu lernen wünschen mußte. Das Eine war die innere Einrichtung des Palastes, welcher schon von außen die größte Pracht verkündigte, und eine noch größere in seinem Innern ahnen ließ; das Andere waren die Religionshandlungen, welche täglich zu verschiedenen Mahlen von einigen tausend Gilongs oder Mönchen vorgenommen werden, und sich jedesmahl durch ein entsetzliches Getöse schreiender Stimmen und lautschallender Tonwerkzeuge verkündigen. Die bestimmten Zeiten dieser Andachtsübungen waren der Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes. Außerdem war an jedem dritten Tage, und zwar des Morgens, eine außerordentliche Versammlung, welche dazu bestimmt war, das höchste Wesen laut zu preisen. Dieses wurde von 2500 Mönchen, welche den Klosterdienst zu besorgen haben, jedesmahl so treulich verrichtet, daß das fürchterliche Geschrei, welches sie erhoben, nur mit dem wilden Schlachtgeschrei wüthender Heere verglichen werden kann.

Was den ersten Gegenstand betrifft, so erreichte ich meinen Wunsch, der vornehmlich dahin ging, das präch-

tige Grabmahl zu sehen, welches für den letztverstorbenen Lama auf einem noch mit zum Palaste gehörigen Platze errichtet worden ist. Den zweiten Wunsch hingegen, den, die innere Religionsverfassung dieses Landes genauer kennen zu lernen, und zu diesem Behuf einer ihrer Andachtsübungen beizuwohnen, mußte ich mir, wie ich bald merkte, vergehen lassen, weil die geringste Neugier, die ich darüber geäußert hätte, den Verdacht geheimer Absichten rege gemacht haben würde.

Eine genaue und umständliche Beschreibung von dem besagten Grabmahle würde, so viel ich sehen kann, meinen Lesern weder Vergnügen noch Nutzen gewähren. Ich glaube daher, mich ihrer füglich überheben zu können, und schränke mich nur auf folgende Angaben ein, die einen Begriff von der großen Pracht dieses Denkmahls geben können.

Auf einem mit Säulen umgebenen Platze erblickt man ein Prachtgebäude, welches das Denkmahl einschließt. Der Eingang in dasselbe ist gleichfalls mit Säulen geziert, zwischen welchen ein Priester saß, der mit Lesen in einem neben ihm liegenden Buche beschäftiget war, und von unserer Gegenwart keine Bemerkung zu nehmen schien. Das Geschäft dieses Priesters, der aber von Zeit zu Zeit von Andern abgelöset wird, ist, ein ewiges Gebet auf der nämlichen Stelle, und zugleich innerhalb des Gebäudes ein ewiges Kerzenlicht zu unterhalten. Das innere Denkmahl nähert sich der Form einer Spitzsäule oder Pyramide. Unten erblickt man den aus gediegenem Golde gearbeiteten Sarg, in welchem der Kaiser von China die irdischen Ueberreste des Lama einschließen und hieher zurückführen ließ. Der Lama ist hier zu Lande der Einzige, dessen Leiche aufbewahrt wird, alle übrige werden entweder verbrannt,

oder, wie schon oben erwähnt worden ist, den wilden Thieren und Raubvögeln Preis gegeben.

Auf dem Gipfel des Denkmahls befindet sich die goldene Bildsäule des Lama unter einem weiß und rothgestreiften Chinesischen Prachthimmel. Er ist auf einem Kissen sitzend vorgestellt. Ein Gewand von gelbem Atlaß ist ihm wie ein Mantel umgeworfen, und bedeckt die untern Körpertheile, den Kopf hingegen eine Art von Bischofsmütze. Ich opferte dieser Bildsäule, zum Zeichen meiner Ehrfurcht, eine weiße Schärpe, welche der dienstende Priester erst beräucherte, dann durch Hülfe einer Leiter über die etwas hervorragende Hand des Bildes legte. Die übrigen gegenwärtigen Geistlichen warfen sich, während dieser Handlung, neunmahl ehrfurchtsvoll auf den Boden. Der Prachthimmel ist mit den kostbaren Rosenkränzen geschmückt, welche der Lama, so lange er lebte, in Gebrauch hatte, und welche sämmtlich aus Perlen und Edelsteinen, — grünen Smaragden, rothen Rubinen, blauen Saffiren und Lasursteinen 2c. — bestanden. Die Seiten des Denkmahls sind mit Platten von gediegenem Silber belegt. Eine zweite Bildsäule des Lama, in Lebensgröße und übergoldet, stand unter einem seidenen Himmeldache daneben, und zwar in betender Stellung vor einem aufgeschlagenen Buche. Außerdem erblickt man an und neben dem Denkmahle eine Menge kostbarer Kleinodien und Seltenheiten, welche theils von dem Kaiser von China, theils von andern frommen Verehrern des Lama als Opfer für denselben dargebracht waren. Das Ganze muß einen kaum zu berechnenden Reichthum enthalten. Man glaubt, indem man es sieht, zu L o r e t t o zu sein.

Ueberhaupt wird man bei Allem, was man hier sieht und hört, wie ich schon oben bemerkt habe, sehr

lebhaft an verschiedene Gebräuche und Lehren der römisch-katholischen Kirche erinnert. Dahin gehört unter andern auch das Wallfahrten der Tibeter, sammt den harten Kasteiungen, welche viele mit sich vorzunehmen pflegen, in der Meinung, dadurch etwas sehr Verdienstliches und der Gottheit Angenehmes zu thun. Besonders stark werden Wallfahrten von hieraus nach Bengalen angestellt, weil es daselbst verschiedene Oerter gibt, die für heilig gehalten werden, und weil das Wasser des Ganges, dem man gleichfalls eine große Heiligkeit zuschreibt, für ein kräftiges Mittel gehalten wird, allen Schmutz der Seele abzuwaschen, sobald man nur den Körper darin badet. Das Merkwürdigste dabei ist, daß man dergleichen Wallfahrten, wenn man selbst nicht Zeit oder Lust dazu hat, auch durch Stellvertreter kann verrichten lassen. Solche gedungene Pilger müssen denn Demjenigen, für welchen sie wallfahrten, von den besuchten heiligen Oertern irgend ein Unterpfand, z. B. eine Flasche heiligen Wassers aus dem Gangesstrome, mitbringen, welches Demjenigen, der das Glück hat, es zu besitzen, unglaublich großen Nutzen gewähren soll.

Die Kasteiungen, zu welchen dergleichen Pilger, außer den unsäglichen Beschwerden und Gefahren einer langen Reise durch unzugängliche Gebirge und ungesunde Gegenden, sich obenein verbindlich zu machen pflegen, übersteigen oft allen Glauben. So lernte ich z. B. einen solchen Schwärmer, Namens Pranpori, zu Kalekuta kennen, welcher schon ganz Asien durchstreift und dabei folgende fromme Abenteuer glücklich bestanden hatte. Das erste Gelübde, wozu er sich schon als Jüngling anheischig machte, bestand darin, daß er zwölf Jahre lang nicht liegend, sondern nur stehend, höchstens nur

mit untergeschlagenen Beinen aufrecht sitzend, schlafen wollte. Dis bewerkstelligte er nicht nur, sondern er trat auch zugleich eine höchstbeschwerliche Wallfahrt nach den entlegensten Orten durch rauhe Gebirge und Einöden an, wo er stündlich mit Beschwerden und Gefahren aller Art zu kämpfen hatte, und nach höchstermüdenden Tagereisen nie einer wirklichen Ruhe und der Wohlthat eines erquickenden Schlafs genoß. Auf meine Frage: wie er es gemacht habe, um den dringenden Anfoderungen der Natur zu widerstehen, und sich an eine so unnatürliche Art zu schlafen zu gewöhnen? antwortete er, daß er anfangs, um nicht umzufallen, sich mit Stricken an einem Baume oder Pfahle festgebunden habe, und so nach und nach in die Gewohnheit gekommen sei, auch ohne dergleichen Stütze stehend zu schlafen.

Als diese langen zwölf Jahre endlich verflossen waren, entschloß er sich zu einem zweiten, noch schwereren Gelübde. Er machte sich nämlich verbindlich, abermahls zwölf Jahre, und zwar mit gefalteten und über den Kopf gehaltenen Händen zu pilgern; eine Stellung, die in den ersten Zeiten, und bis die Gewohnheit das Marternde derselben gemäßiget hat, für eine Folter gelten kann. Und dabei nicht einmahl einiger Ruhe zu genießen, sondern mit der größten Anstrengung aller Körperkräfte durch rauhe unwegsame Gegenden zu wallfahrten, und mit Beschwerden, Mangel und Gefahren aller Art unaufhörlich zu kämpfen! Er mußte es darauf ankommen lassen, ob sein gutes Glück ihn von Zeit zu Zeit zu mitleidigen Menschen führen würde, die ihm die nöthige Nahrung nicht bloß reichten, sondern auch, als einem seiner Hände noch nicht mächtigen Säuglinge, in den Mund steckten. Er mußte sich der Gefahr aussetzen, bald auf gefährlichen Pfaden über steile Berge

einmahl auszugleiten, und dann, unfähig sich zu helfen, in einen Abgrund hinabzustürzen, bald von wilden Thieren angefallen und zerfleischt zu werden, bald in unfruchtbaren Einöden und Wüsteneien, bei gänzlichem Mangel an irgend einem für ihn erreichbaren menschlichen Nahrungsmittel, jämmerlich zu verschmachten. Aber auch diese eben so harte, als lange Bußübung wurde glücklich von ihm bestanden. Er durchstreifte dabei den größten Theil von Asien, sogar bis an die äußerste nördliche Grenze des Russischen Gebiets hinauf, wo er vollends mit allem Ungemach des rauhesten und kältesten Himmelsstrichs zu kämpfen hatte. Wer erstaunt hiebei nicht über die ungeheuere Kraft, wozu ein menschliches Wesen sich durch Muth und Entschlossenheit erheben kann! Dieser Pranpori war freilich nur ein Schwärmer, und was er leistete, war nur unnützes Heldenthum; allein der Muth und die Beharrlichkeit, womit er Das, was ihm verdienstlich zu sein schien, zu Stande brachte, und die übermenschlichen Anstrengungen, die er beinahe ein halbes Menschenalter hindurch dabei bewies, verdienen unsere höchste Bewunderung. Seht, ihr jungen Menschen, wozu das herrlichste und wunderbarste Geschöpf Gottes auf Erden — der Mensch — fähig ist, sobald er nur den festen Willen hat, etwas auszuführen! Da ist nichts, was ihm unmöglich wäre, wenn es in Verhältniß mit endlichen Kräften nur an sich erreichbar ist. Seid stolz auf euer Geschlecht, aber fühlt auch die Schande, die es euch bringen würde, wenn ihr die hohen Anlagen und Fähigkeiten eurer Natur unentwickelt, unangebaut, und unbenützt lassen wolltet. Denket oft: konnte ein armseliger Schwärmer mit schwachen Verstandeskräften so etwas leisten, um sich ein Verdienst zu erwerben, welches nur eingebildet war;

sollte ich, bei so viel besserer Ausbildung meiner Vernunft, nicht wenigstens den zehnten Theil der von ihm erduldeten Beschwerden zur Erreichung besserer, für die menschliche Gesellschaft wirklich nützlicher Zwecke übernehmen können! Schande über den Schwächling, dem bei dieser Frage nicht ein inneres lebendiges Gefühl ein vernehmliches Ja! ja! zuruft! —

Als ich diesen Menschen zu Kalekuta sah, war die Zeit seiner letzten Kasteiung bis auf ein Jahr schon verflossen. Er schien mir damahls ein Mann von höchstens vierzig Jahren zu sein, woraus sich schließen läßt, daß er die erste große Wallfahrt schon im frühen Jünglingsalter angetreten haben mußte. Seine Gesichtsfarbe war die eines blühenden jungen Mannes, und stach sehr lebhaft gegen die Kohlenschwärze seines langen und buschigen Bartes ab. Sein ganzes Ansehn verrieth Gesundheit und Kraft. In seinen Armen, die wie die Zweige einer Lombardischen Pappel emporstanden, schien der Blutumlauf gänzlich aufgehört zu haben. Sie waren verwelkt, steif und gefühllos. Er zweifelte indeß nicht, daß er sie im folgenden Jahre, wenn er das Ende seiner zweiten Bußübung erreicht haben würde, wieder werde gebrauchen lernen. Dieses werde, sagte er, durch ein Mittel bewerkstelliget, welches zwar schmerzhaft, aber sicher sei. Er müsse sich nämlich langen und mühsamen Reibungen mit einer dazu erfundenen Salbe, vor einem starken Feuer unterwerfen.

Aber auch damit war er noch nicht am Ende der Martern, die er sich freiwillig auferlegt hatte. Um ein vollkommner Büßer zu sein, mußte er sich noch zu zwei Proben verstehn, die mit der größten Lebensgefahr verbunden sind. Die erste besteht darin, daß der fromme Märterer sich bei den Beinen an einen Baumast hängen,

und sich so über einem Feuer, welches unter ihm angemacht und ununterbrochen brennend erhalten wird, $3^3/_4$ Stunden lang dergestalt hin und herschwenken läßt, daß ihm die Haare davon angesengt werden. Ueberlebt er diese Feuerprobe, so muß er sich der letzten Prüfung, der gefährlichsten und schrecklichsten von allen, unterwerfen, welche darin besteht, daß er sich $3^3/_4$ Stunden lang lebendig muß begraben lassen. Er wird nämlich in eine dazu aufgeworfene Grube aufrecht hingestellt, und dann mit frischer Erde so lange beworfen, bis er völlig damit bedeckt ist. Erst nach Ablauf der besagten $3^3/_4$ Stunden wird die obere Erde wieder weggenommen, und findet man ihn dann noch am Leben, so hat er das Ende seiner Qualen, und damit zugleich den höchsten Grad der Heiligkeit erreicht.

10.

Unterredungen mit dem Reichsverweser und dem Obermundschenken. Vom See Baikal in Sibirien. Kenntnisse der Tibeter.

Die jungen Leser dieses Werkes erwarten ohne Zweifel nicht, Alles, was in meinen Unterredungen mit den ersten Personen dieses Landes vorkam, mit ängstlicher Genauigkeit und Umständlichkeit hier erzählt zu finden. Sie wollen zwar auf eine nützliche, aber doch auch zugleich angenehme Weise unterhalten sein. Das legt mir die Verbindlichkeit auf, alles Dasjenige zu übergehen, was ihnen Langeweile machen würde, und nur solche Bemerkungen für sie auszuheben, die auch ihre Wißbegierde reizen und befriedigen können.

Dahin rechne ich unter andern, daß der Reichsverweser sowol, als auch der geistreiche Obermundschenk,

Gesprächen mit mir ein Maß von Länderkenntniß an den Tag legten, welches ich bei ihnen zu finden nicht erwartet hatte. Sie waren nicht nur von der Lage und Beschaffenheit derjenigen Reiche, welche unmittelbar an das ihrige grenzen, recht gut unterrichtet, sondern ihre Kenntniß erstreckte sich auch über verschiedene Europäische Länder, z. B. über Rußland und England, deren Lage und Umfang sie ziemlich richtig anzugeben wußten. Dis ist nun aber um so mehr zu bewundern, da es ihnen an allen Hülfsmitteln der Erdbeschreibung, z. B. an Karten und künstlichen Weltkugeln, gänzlich fehlt, es ihnen also auch nothwendig an einer allgemeinen Kenntniß und Uebersicht der Erde überhaupt mangeln muß. So kam es ihnen z. B. unglaublich vor, was sie von dem Pilger Pranpori gehört hatten, daß es Gegenden gebe, in welchen es ein halbes Jahr lang ununterbrochen Tag, und dann wiederum eben so lange Nacht sei, und sie wünschten von mir zu erfahren, was doch wol Wahres daran sein möchte? Allein auch meine Bejahung dieser Frage wurde mit einem ungläubigen Kopfschütteln vernommen, weil sie, bei ihrer mangelhaften Kenntniß von der Gestalt und Bewegung der Erde, sich von der Möglichkeit der Sache gar keinen Begriff machen konnten. Sie mußten sie also nothwendig für ein Mährchen halten.

Uebrigens äußerten sie eine recht heiße Begierde, ihre Kenntnisse in Dingen dieser Art zu erweitern, und sie waren daher bei allen unsern Zusammenkünften unerschöpflich an Fragen, sowol über das Eigenthümliche der verschiedenen Länder und ihrer Bewohner, als auch über andere Gegenstände, besonders aus der Geschichte und der Naturkunde. Sie hatten von uns und unsern Künsten und Wissenschaften schon genug erfahren, um

unsere große Ueberlegenheit und ihre eigene Beschränktheit willig anzuerkennen; allein der großen Meinung, welche sie sonach sowol von den Europäern überhaupt, als auch von den Engländern insbesondere gefaßt hatten, schien doch manches Andere, was ihnen gleichfalls von uns bekannt geworden war, wiederum so geradezu zu widersprechen, daß sie am Ende nicht wußten, was sie von uns halten sollten. So kam es ihnen z. B. unbegreiflich vor, was doch wol so viele meiner Landsleute eigentlich bewegen möchte, ihr Vaterland zu verlassen, und die entferntesten Gegenden der Erde, zu Wasser und zu Lande, mit Gefahr ihres Lebens, zu durchstreifen, da man doch nach Allem, was man von unsern Fortschritten in den Künsten und Wissenschaften höre, nicht umhin könne zu glauben, daß es nirgends besser zu leben sein müsse, als bei uns. Es war der Staatsverweser selbst, der mir diesen Zweifel vorlegte, und er war geneigt, die Ursache davon in irgend einem wesentlichen Fehler unserer Verfassung zu suchen. Ich bewunderte den natürlich richtigen Verstand, der daraus hervorleuchtete, und bemühete mich, ihn diese verständige Bemerkung über uns in einem günstigeren Lichte betrachten zu lassen, indem ich ihm zeigte, daß der menschliche Geist gerade in eben dem Maße, in welchem er größere Fortschritte in den Wissenschaften mache, immer begieriger werde, seine Begriffe und Kenntnisse noch weiter anzubauen und auszudehnen, und daß dieser Fortschrittstrieb, der nun einmahl bei uns angeregt sei, mehr, als die Begierde, noch größere Reichthümer anzuhäufen, die Söhne der wohlhabendsten und geehrtesten Familien bewege, auf alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen, die sie zu Hause haben könnten, freiwillig Verzicht zu thun, und Beobachtungsreisen in die entferntesten und rauhe-

sten Weltgegenden anzustellen. Auf diese Weise seien von meinen kühnen Landsleuten Länder und Völker entdeckt worden, von welchen man vorher nie etwas gehört habe, und es seien dadurch zugleich die wichtigsten und nützlichsten Kenntnisse in Umlauf gekommen. — Ob durch diese Antwort ihr Zweifel gehoben wurde oder nicht, muß ich dahin gestellt sein lassen. Uebrigens hat es mit der Bemerkung, daß Derjenige, welcher Vergnügen und Glück außerhalb seines Hauses sucht, innerhalb desselben nicht sehr glücklich zu sein pflegt, seine vollkommene Richtigkeit. Man bleibt gern da, wo man sich wohl befindet.

Am genauesten schienen sie mit dem Lande der Tatarischen Völkerschaften bekannt zu sein. Indem nun das Gespräch auf diese fiel, erinnerte ich mich der Sage, daß es einst an den Ufern des Baikalsees in Sibirien ein Volk gegeben habe, welches früher, als alle andere, mit den Künsten und Wissenschaften vertraut gewesen sei, und sie andern Völkern Asiens, von welchen Europa sie erhielt, mitgetheilt habe. Indem ich nun diese von einigen Geschichtsforschern aufgeregte Vermuthung hier zu ergründen suchte, wandte ich mich mit meinen Fragen vornehmlich an den Supun Schumbu, weil ich wußte, daß er selbst einmahl jene Gegenden bereiset hatte. Die Namen Sibirien und Baikal waren ihm unbekannt; allein da ich ihm das Land, welches ich meinte, genauer bezeichnete, und ihm besonders das Verhältniß der Lage desselben gegen China angab, fand es sich, daß er allerdings dagewesen, und an den Ufern des genannten Sees wirklich hingereiset war. Allein er versicherte, nirgends auch nur das geringste Merkmahl wahrgenommen zu haben, welches einen ehemahligen Anbau der Künste und Wissenschaften in jenen

Gegenden vermuthen lasse. Dagegen bemerkte er, daß das Land umher nur sparsam bevölkert sei, und daß die dasselbe bewohnenden Tataren noch mehr, als andere Stämme dieser großen Völkerschaft, eine unüberwindliche Abneigung gegen bleibende Wohnstätte hätten, und schwerlich jemahls durch irgend Etwas bewogen werden könnten, ihre Zelte oder Hütten gegen Häuser zu vertauschen. Wahrscheinlich rühre dieses, außer der ihnen angeerbten Neigung zum Herumziehen, von der Furcht vor Erderschütterungen her, wovon ihre Vorfahren irgend einmahl sehr gelitten haben möchten.

Es ist indeß nicht unwahrscheinlich, daß zu jener Abneigung vor feststehenden Wohnungen auch wol die Furcht vor ansteckenden Seuchen, besonders vor den Pocken, mitgewirkt haben mag. Man weiß nämlich, daß die Tataren, so wie die Hottentotten und andere rohe Völker, kein anderes Mittel gegen die Wuth dieser schrecklichen Seuche kennen, als die Flucht. Sie überlassen daher die Unglücklichen, welche damit befallen werden, ihrem Schicksale, und fliehen in entfernte Gegenden, um der Ansteckung zu entrinnen.

Uebrigens gehört der See Baikal zu den größten und merkwürdigsten Landseen, die es gibt. Er ist nicht weniger als 550 Werste oder Russische Meilen *), d. i. gegen 80 Deutsche Meilen, lang, und 80 Werste, oder 11 Deutsche Meilen, breit. Rund umher ist er mit hohen Gebirgen umgeben. Sein Wasser ist zwar süß und hell, aber es leben gleichwol darin viele Störe und eine schwärzliche Art von Seehunden, welche sonst nur im Meere zu hausen pflegen. Man hat bemerkt, daß dieser See, auch wenn seine Oberfläche ganz ruhig ist,

*) Deren sieben eine Deutsche Meile ausmachen.

innere Aufwallungen hat, wovon die Schiffe eine so schwankende Bewegung erhalten, daß man kaum auf seinen Füßen darin stehen kann. Noch sonderbarer ist die Erscheinung, daß nicht selten ein mäßiger Wind das Gewässer dieses Sees wüthend macht; dahingegen ein Sturm oft wenig Wirkung darauf hat. Die Ursache dieser Sonderbarkeit ist noch nicht gefunden.

Nachdem der Reichsverweser mir angezeigt hatte, daß er, öffentlicher Geschäfte wegen, eine Reise nach der westlichen Grenze vorzunehmen habe, empfahl er uns der Sorgfalt des Supun Schumbu, und bat, daß wir uns bei allen unsern Bedürfnissen immer freimüthig an diesen wenden möchten. Seine liebreiche Denkart erlaubte ihm aber nicht, abzureisen, ohne erst für unsere Bequemlichkeit mit der größten Aufmerksamkeit selbst gesorgt zu haben. Beim Abschiednehmen überreichte er noch Herrn Saunders und mir eine vollständige Tibetische Kleidung. Diese bestand in einem atlassenen Rocke mit Pelzwerk gefüttert, und in großen Bulgarischen Stiefeln, ein Geschenk, welches uns allerdings willkommen war, weil die täglich zunehmende Kälte uns schon erinnert hatte, daß wir uns mit wärmern Kleidungsstücken würden versorgen müssen. Als wir uns hierauf entfernen wollten, stand auch er, so wie der Supun Schumbu und ein fremder Lama oder Oberpriester, welcher zugegen war, auf, um uns noch zuletzt eine ausgezeichnete Ehre zu erweisen, die nämlich, mich mit einem Besuche in meiner eigenen Wohnung zu beehren. Wir gingen sämmtlich dahin.

Hier zog Manches, was ihnen neu war und merkwürdig schien, ihre Aufmerksamkeit auf sich. Zuerst eine eiserne, auf Europäische Art eingerichtete Himmelbettstelle. Man kennt hier zu Lande den Gebrauch ei-

ner Bettsponde nicht. Man bedient sich zum Schlafen nur einer aus zwei Kissen bestehenden Matratze, die mit einer Decke verbunden ist, mit welcher sie beim Aufstehen zusammengelegt wird, und alsdann bei Tage zum Sitze dient. Daher ihre Verwunderung beim Anblicke meiner Bettstelle. Ein zweiter Gegenstand ihrer vorzüglichen Aufmerksamkeit war ein gutes Fernglas, welches sich unter meinen Sachen fand. Die Wirkungen desselben gewährten ihnen die angenehmste Unterhaltung. Indeß ein Theil der Gesellschaft damit beschäftigt war, ergriff der Lama meine Hand, und betrachtete aufmerksam die in dem Innern derselben befindlichen Linien, um mich mit seiner Geschicklichkeit in der Handwahrsagerei bekannt zu machen. Ich ließ ihn seine eingebildete Kunst ruhig ausüben, und er war artig genug, mir lauter Gutes aus der Hand zu lesen.

Auch mein Feldtisch und die Anstalten, welche man gerade zu unserer Mittagsmahlzeit traf, waren Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit, weil ihre Art zu essen von der unsrigen sehr verschieden ist. Sie wissen nichts von allen den Zurüstungen und Anstalten, um die Bedürfnisse, nicht sowol des Magens, als vielmehr eines verwöhnten Gaumens, zu befriedigen. Sie essen und trinken daher nicht in zahlreicher Versammlung, und nicht in festgesetzten Stunden, sondern nur, wann sie Hunger oder Durst fühlen, und sie hören wieder auf, sobald diese gestillt sind. Dis ganze Geschäft hat daher auch bei ihnen lange nicht die Wichtigkeit, die man ihm in Europa beilegt; es werden nur wenige Dinge dazu erfodert, und man ist bald damit fertig. Natürlich mußte es ihnen daher sehr auffallen, daß wir Andern eine so wichtige Angelegenheit und ein so sehr zusammengesetztes Geschäft daraus machen.

Indessen wird es doch bei ihnen für eine verdienstliche Handlung gehalten, Andern den Durst zu stillen; daher denn auch der Gebrauch bei ihnen herrscht, den Besuchenden zu jeder Tageszeit, sowol beim Kommen, als beim Weggehen, Thee, Chong oder ein anderes Getränk zu reichen. Dis ist zugleich zu einem Mittel gemacht worden, den Besuchern auf eine höfliche Weise anzuzeigen, daß es Zeit sei, aufzubrechen; ein Gebrauch, der auch in andern Ländern Asiens zur Sitte geworden ist, und von welchem wol zu wünschen wäre, daß er auch bei uns eingeführt werden möchte; denn was kann peinlicher sein, als der Zustand eines zeitarmen Geschäftsmanns, wenn er von Besuchern belagert wird, welche aus Mangel an Feingefühl nicht merken, daß er von ihnen befreit zu werden wünscht!

In der folgenden Nacht hatte der Reichsverweser seine Reise angetreten. Leute hohes Standes pflegen hier immer des Nachts zu reisen, und zwar um der menschenfreundlichen Ursache willen, damit Niemand in seinen Geschäften durch sie gestört oder beunruhigt werden möge. Wir haben oben gehört, daß der Raja von Butan, um eben dieser Ursache willen, unerkannt und als ein gemeiner Bettelmönch den weiten und beschwerlichen Weg von Tassisudon nach Lassa zu Fuß gemacht hatte. Wenn die höhern und höchsten Stände sich überall von einem solchen Geiste der Schonung und Milde gegen die niedrigern leiten ließen, so würden sie überall, wie hier, nur Achtung und Liebe, nirgends Neid, Unwillen und Erbitterung einflößen.

Während der Abwesenheit des Reichsverwesers hatte ich verschiedene Zusammenkünfte mit Supun Schumbu, die wir gegenseitig dazu benützten, unsere Kenntnisse zu erweitern, indem dieser wißbegierige Mann von unsern

Künsten und Wissenschaften immer mehr zu erfahren suchte, ich hingegen sowol durch seine Fragen, als auch durch die Aeußerungen, womit er meine Antworten begleitete, Manches von den Eigenthümlichkeiten des Volks, unter dem ich jetzt lebte, besonders von den Vorstellungsarten erfuhr, welche hier für Kenntnisse gelten. Unter allen Ländern, die er näher kennen zu lernen wünschte, schien Egipten, welches in ihrer Sprache Eunani heißt, obenan zu stehen. Von diesem Lande und seinen Bewohnern scheint man hier eine hohe Meinung zu hegen, und es wurde mir sehr wahrscheinlich, daß irgend einmahl, vielleicht vor vielen Jahrhunderten, ein besonderer Verkehr zwischen beiden Ländern Statt gefunden haben müsse. Daraus erklärte ich mir unter andern auch die große Verehrung, welche die Tibeter gegen den König der Thiere, den Afrikanischen Löwen, in ihrer Baukunst ausdrucken. Es gibt hier zu Lande kein großes, besonders kein heiliges Gebäude, welches nicht in jedem Winkel und an jedem hervorspringenden Theile mit einem Löwenkopfe geziert wäre, an dessen Unterlippen Glöckchen hangen. Es ist ausgemacht, daß weder in Tibet, noch in irgend einem der benachbarten Länder gegenwärtig der Löwe einheimisch ist, und es scheint daher, daß sie nur von Egipten aus damit bekannt werden konnten.

Außerdem kam in unsern Gesprächen auch oft die Sternkunde, besonders das Verhältniß unserer Erdkugel und der übrigen Planeten zu der Sonne, an die Reihe. Es schien ihm noch immer, wo nicht ganz unglaublich, doch höchst bewundernswürdig zu sein, daß es Weltgegenden geben sollte, welche die eine Hälfte des Jahrs ununterbrochen Tag, die andere hingegen Nacht hätten. Durch Hülfe eines großen Spiegelfernglases ließ ich ihn

unter andern, dem bloßen Auge nicht erkennbaren Sternen, auch die Geleitsterne (Trabanten) des Jupiters, so wie den Ring des Saturns sehen; fand aber, zu meiner Verwunderung, daß diese ihm nicht unbekannt waren. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß sie jeden Wandelstern für den Sitz irgend einer ihrer Gottheiten halten, und sich daraus den vorzüglichen Glanz derselben erklären. Ihrer Meinung nach laufen diese Sterne mit der Sonne zugleich unaufhörlich um einen gewissen eingebildeten Berg, Sumeuh genannt, welchen sie für den Wohnsitz der höchsten Gottheit halten.

Die Schweifsterne (Kometen), und die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes deuten auch hier, wie überall, wo Unwissenheit und Aberglaube herrschen, auf bevorstehende unglückliche Begebenheiten. Vergebens benachrichtigte ich sie, daß diese Erscheinungen bei uns für etwas eben so Natürliches und Regelmäßiges, als der Wechsel des Tages und der Nacht, gehalten werden, und daß jeder Sternkundige sie auf viele Jahre zum voraus berechnen und vorhersagen könne; ihr Glaube an die Vordeutungen derselben konnte dadurch nicht erschüttert werden. So schwer ist es, selbst für Menschen, welche bei andern Dingen viel Vernunft zeigen, sich von Vorurtheilen loszumachen, die sie mit der Muttermilch eingesogen haben, und welche mit geheiligten Glaubenslehren in Verbindung stehen!

11.

Bemerkungen über Tibet und die Bewohner dieses Landes.

Jetzt, da die Abwesenheit des Reichsverwesers mir größere Muße gewährt, will ich die verschiedenen Bemerkungen über Tibet und seine Bewohner, deren Mit-

theilung ich bis hieher verschieben mußte, sammeln und in diesem Abschnitte neben einander stellen. Ich werde dabei nicht vergessen, für welche Leser dieses Werk bestimmt ist, und alles Dasjenige weglassen, was für diese nicht gehört.

Die Ebene von Teschu Lumbu, welche gegen fünf Deutsche Meilen lang und ungefähr eine Meile breit sein mag, ist ringsumher von Felsenbergen eingeschlossen. An einen derselben lehnt sich Teschu Lumbu, der Hauptort des Landes, und zwar so, daß er durch denselben gegen die heftigen Nordwestwinde geschützt, und durch nichts gehindert wird, die unter diesem kalten Himmelsstriche fast nie beschwerlich fallenden, sondern immer wohlthätigen Sonnenstrahlen aufzufangen. Er besteht aus 3 — 400 in Verbindung stehenden Gebäuden, die zusammengenommen einen einzigen ungeheuern klösterlichen Palast bilden.

Die hiesigen felsenartigen Berge steigen fast alle ungewöhnlich jäh in die Höhe, und haben ein rostiges Ansehen. Ihre Gipfel sind so scharf abgeschnitten, daß man sie für behauen halten sollte. Eine grüne Bekleidung durch Gesträuch und Bäume mangelt ihnen gänzlich, und sie gewähren daher eine traurige Ansicht.

In den trockenen acht Monaten, vom Weinmonat oder Oktober bis zum Mai, ist die Luft hier ununterbrochen rein, der Himmel heiter; nur daß von Zeit zu Zeit ein Wirbelwind entsteht, welcher starke Säulen von Staub trichterförmig in die Höhe windet, und die Luft dadurch verdunkelt. Außerdem wird die außerordentliche Reinheit des Dunstkreises durch nichts gestört; vom Anbruche des Tages an bis in die Nacht ist, einen Tag wie den andern, der Himmel blau und heiter, und durch den ganzen Luftkreis herrscht ein Glanz, welchen

schwache Augen kaum ertragen können. In die übrigen vier Monate des Jahrs fällt hier die unangenehme Regenzeit.

Ich erstieg den Felsenberg, an welchen Teschu Lumbu sich lehnt; allein meine Erwartung wurde durch die Aussicht, welche man von da aus hat, nicht befriediget. Die kahlen Berge ringsumher, das unbevölkerte Ansehen der dazwischen liegenden Ebene und die schneidend scharfe Winterluft, in der ich stand, waren nicht dazu geeignet, angenehme Empfindungen in mir hervorzubringen.

Die Witterung ist hier, wie in den südlichern Gegenden Bengalens, überaus regelmäßig und von Jahr zu Jahr fast immer die nämliche. Im Frühlinge, der vom März bis Mai währt, wird die Hitze durch abkühlende Gewitter und Regenschauer gemäßiget. Vom Sommermonate (Junius) bis zum Herbstmonate (September) herrscht die feuchte Jahrszeit, in welcher die Ströme und Flüsse, von starken und anhaltenden Regengüssen angeschwellt, aus ihren Ufern treten, und die niedrigen Gegenden überschwemmen. Von da bis zum März herrscht, bei stets heiterem Himmel, ein Grad der Kälte, den wir in Europa nur in außerordentlich strengen Wintern zu empfinden pflegen.

In dieser Winterszeit ist man hier, wie in den kältesten Theilen von Nordamerika, damit beschäftiget, Fleisch und Fische durch die Kälte zubereiten zu lassen, und sie dadurch zum Aufbewahren und Verfahren geschickt zu machen. Vornehmlich wendet man hier diese Verfahrungsart zur Erhaltung des Schöpsenfleisches an, und das geschieht auf folgende Weise. Man schlachtet das Thier, häutet es ab, und stellt es, nachdem das Eingeweide herausgenommen ist, in aufrechter Stellung an einen Ort, wo es dem kalten Winde ausgesetzt ist. Hier

trocknet es, gleich gedörrten Fischen, völlig aus, und wird steif, wie diese. In solchem Zustande kann es weit und breit verfahren werden, und durch alle Jahrszeiten ausdauern. Salz wird dabei gar nicht gebraucht. So sonderbar es auch meinen Europäischen Lesern klingen mag, so muß ich doch versichern, daß das auf diese Weise aufbewahrte Fleisch, selbst wenn es schon ein Jahr alt war, ohne alle weitere Zubereitung genossen, überaus wohlschmeckend von mir gefunden wurde. An den, hier gleichfalls herrschenden Gebrauch hingegen, das frischgeschlachtete Fleisch roh zu essen, konnte ich mich nie gewöhnen, so oft ich auch meinen Tibetischen Freunden, die es den zubereiteten Fleischspeisen weit vorzogen, den Gefallen that, davon zu kosten. Jenes ausgetrocknete Fleisch hat nicht mehr das Ansehen des rohen, sondern vielmehr des gekochten, weil es durch die Kälte alle Röthe verloren hat. Es hat daher auch nichts Abschreckendes für den Europäischen Geschmack, und ist zugleich mürbe genug, um den Zähnen nicht beschwerlich zu fallen. Nur das an demselben befindliche Fett pflegt wol, wenn es der Luft ausgesetzt wird, ranzig zu werden. Um dieses zu vermeiden, wird es in gutverschlossenen Büchsen besonders aufbewahrt.

Das Schaf ist zwar überall ein schätzbares Thier; in Tibet aber noch mehr, als irgend sonst wo, weil es sowol in Ansehung der Wolle, als auch des Wohlgeschmacks hier große Vorzüge hat. Es zeichnet sich äußerlich durch schwarze Köpfe und Beine aus; seine Wolle ist sanft, und sein Fleisch das wohlschmeckendste auf der Welt. Dazu kommt, daß es das einzige Thier ist, welches man zu essen sich hier erlaubt, und welches daher den langen Winter hindurch Sicherheit vor Mangel gewährt. Warum man hier von der Regel, nichts Ge=

tödtetes zu essen, gerade bei dem unschuldigsten und sanftesten Thiere eine Ausnahme gemacht hat, weiß ich nicht bestimmt anzugeben; aber es scheint ja bis jetzt noch das allgemeine Los der Menschen in allen Ländern zu sein, eine Glaubens- und Pflichtenlehre voller Widersprüche zu haben, und diesem Schicksale sollten denn auch, scheint es, die Tibeter nicht entgehen. Lehren doch auch wir: der Gerechte erbarmet sich seines Viehes, und schlachten und würgen nichts destoweniger frisch darauf los, als wenn jene Regel nie gegeben wäre! Noch nützlicher wird das hiesige Schaf, ungeachtet es nur klein ist, dadurch, daß man es auch häufig als Lastthier gebraucht. Ich selbst bin zahlreichen Herden begegnet, welche Salz und Getreide trugen. Jedes Schaf war mit einer Last von 12 — 20 Pfund beladen. Die Felle der geschlachteten Schafe geben ein gutes, die der Lämmer aber ein treffliches Pelzwerk. Wünscht man dieses in einem noch höhern Grade der Güte und Schönheit zu bekommen, so schlachtet man die trächtigen Mutterschafe kurz vor der Zeit, da sie ihre Jungen zur Welt bringen sollen, und nimmt dann die Felle von diesen letzten. Dieses Pelzwerk von ungebornen Lämmern wird sowol hier, als auch in China und durch die ganze Tatarei ungemein geschätzt; allein der Umstand, daß es sehr theuer ist, macht es wahrscheinlich, daß doch wol nur wenige Einwohner sich zu der Grausamkeit, wodurch man es erwirbt, mögen entschließen können.

Von der außerordentlichen Trockenheit der Luft, welche hier zu Lande den ganzen Winter hindurch herrscht, kann man sich kaum einen Begriff machen, wenn man nicht etwa die segnenden Winde, die über den sandigen Boden Hindostans und längs der Koromandelschen Küste wehen, aus Erfahrung kennt. Nur

mit diesen kann die hiesige Winterluft, in Ansehung der Austrocknungskraft, verglichen werden. Alle Pflanzen werden dadurch so ausgedörrt, daß man sie zwischen den Fingern zu Staub zerreiben kann. Besonders leidet das Holzwerk an und in den Häusern dadurch sehr. Man sieht sich daher genöthiget, die Säulen, die Thüren, so wie alles hölzerne Schnitzwerk, mit groben wollenen Tüchern zu umhüllen, um sie vor dem Aufspringen zu verwahren. Unsere mitgebrachten Kisten und Büchsen schreckten uns oft aus dem Schlafe auf, indem sie beim Zerspringen einen Knall verursachten, welcher dem eines Schusses glich. Dieses Zusammentrocknen ausgenommen, scheint das Holz unter diesem Himmelsstriche weder von dem Zahne der Zeit, noch durch Wurmfraß zu leiden, und beinahe unvergänglich zu sein.

Da Tibet ein Priesterstaat ist, und die Staatskunst hier mehr, als irgendwo, mit den öffentlichen Glaubenslehren und den eingeführten heiligen Gebräuchen in Verbindung steht, so müßte man diese letzten genau kennen, wenn man die hiesige Landesverfassung richtig beurtheilen wollte. Ich habe aber schon oben bekannt, daß es mir nicht glücken wollte, diese genaue Kenntniß zu erwerben, weil ich sowol den Verdacht der Ausspäherei vermeiden mußte, als auch in der kurzen Zeit meines Hierseins gar zu geringe Fortschritte in der Erlernung der Landessprache machte, als daß man, auch wenn man gewollt hätte, über solche Dinge sich mir völlig verständlich hätte machen können. Es bleibt mir daher nichts übrig, als nur einige, zu meiner Kenntniß gekommene Bruchstücke aus dem Gebäude der hiesigen Gottes- oder Götterlehre und der darauf gegründeten heiligen Gebräuche meinen Lesern vorzulegen.

Im Ganzen halte ich die Tibetische Glaubenslehre für einen Abkömmling der Hindostanischen, etwa so, wie die Muhamedische aus der jüdischen und kristlichen entstand. Der Hauptgötze des Landes, der in allen Tempeln verehrt wird, heißt Mahamuni. Dieser Name ist aus der heiligen Sprache Hindostans oder der sogenannten Sanskritsprache entlehnt, und bedeutet buchstäblich, der große Heilige. Es ist im Grunde der nämliche, der von Bengalen an durch alle nordöstliche Länder, China und die große Tatarei eingeschlossen, nur unter verschiedenen Namen, verehrt wird. In Hindostan heißt er Buddha, in Awa Godama, in Siam Samana, in Japan Amida Buth, in China Fohi u. s. w. Außerdem werden hier noch verschiedene andere Hindostanische Gottheiten verehrt, welche Sinnbilder einzelner Eigenschaften des höchsten Wesens sind. In Ansehung der äußern gottesdienstlichen Gebräuche aber ist man hier seinen eignen Weg gegangen. Das Unterscheidende davon ist, daß alle Andachtsübungen sowol in zahlreicher Versammlung angestellt, als auch durch Gesang und Tonspiel unbeschreiblich rauschend gemacht werden. Die dabei gebrauchten Tonwerkzeuge sind alle lautschallender Art und von ungeheurer Größe; Trompeten, die über sechs Fuß lang sind; kupferne Kesselpauken; Gong, ein kreisförmiges Chinesisches Tonwerkzeug aus dünngehämmerter Glockenspeise, wodurch ein erstaunlicher Schall hervorgebracht wird; Zimbeln, Waldhörner und eine Doppelpauke von mächtigem Umfange, die auf einem Gestelle liegt, und mit langen gekrümmten Eisen geschlagen wird; wozu endlich noch zwei andere Blasewerkzeuge kommen, wovon das eine eine große Seemuschel ist, das andere aus einer menschlichen Beinröhre besteht. So lärmend aber auch diese Werk-

zeuge sind, so muß ich doch bekennen, daß sie, in Verbindung mit einigen hundert Stimmen, meinem Gefühle nach, eine große Wirkung hervorbringen.

Von Einem Vorurtheile, an welchem die Hindostaner, wie bei uns die Juden, kleben, scheinen die Tibeter völlig frei zu sein. Die erstgenannten sind bekanntlich in verschiedene Kasten oder Klassen getheilt, die alle Gemeinschaft mit einander fliehen, weil sie dadurch verunreiniget zu werden wähnen, wie der Jude durch den Genuß solcher Speisen und Getränke, welche von kristlichen Händen bereitet wurden. Ein Bramine oder Brahmane *) würde sich schrecklich zu verunreinigen

*) Die Braminen oder Brahmanen machen die erste und heiligste Klasse der Hindostaner aus. Ihren Namen haben sie von Brimha, einer Gottheit, in welcher die göttliche Weisheit verehrt wird. Dieser, sagen sie, ließ, bei der Schöpfung der Welt, die Braminen aus seinem Haupte hervorgehen. Sie sind die Priester und Gelehrten der Hindostaner. Häusliche Geschäfte sind ihnen strenge verboten; wol aber ist es ihnen erlaubt, Handlung und Ackerbau zu treiben, und an der öffentlichen Landesregierung Theil zu nehmen. Die Mitglieder anderer Kasten müssen ihnen die höchste Verehrung beweisen. Man schwört bei ihrem Barte, küßt ihnen die Füße, nimmt ihre Aussprüche mit blindem Glauben an, und was ein Bramine von einem Indier begehrt, das muß er ihm geben oder thun. Ihm irgend etwas zu verweigern, wird für Gottlosigkeit gehalten. Sie beobachten das Gesetz, nichts zu essen, was geathmet hat, mit der größten Strenge, und leben bloß von Milch und Gewächsen. — Einen Grundsatz haben diese Braminen, von dem zu wünschen wäre, daß er von allen Glaubenszünften durch die ganze Welt möchte angenommen werden. Er lautet: der Himmel ist ein Palast, der viele Thore hat, durch welche man zu ihm eingehen kann. Diesem Grundsatze zu Folge verdammen sie Keinen, der eines andern Glaubens ist, und verlangen von Niemand, den ihrigen anzunehmen.

und zu versündigen glauben, wenn er in Gegenwart eines Menschen aus einer niedrigern Kaste nur zu essen, geschweige denn Etwas gemeinschaftlich mit ihm zu genießen, sich erlaubte. Von diesem so beschwerlichen und für die Gesellschaft so nachtheiligen Aberglauben konnte ich hier keine Spur bemerken. Ich Englischer Ketzer wurde, wie ich schon oben erwähnt habe, mit Thee aus ebenderselben Tasse bewirthet, aus welcher der große und heilige Lama den seinigen schlürft, und unter der großen Menge von Besuchern, die wir täglich bei uns sahen, fand sich auch nicht Einer, welcher Thee oder andere Getränke, von meinen Leuten bereitet, mit uns zu genießen, im geringsten Bedenken getragen hätte.

Ueber die feine Klugheit des Priestergeistes, welcher die gottesdienstliche und bürgerliche Verfassung dieses Landes gestiftet hat, habe ich schon oben geredet. Wenn diese Verfassung nicht irgend einmahl durch eine gewaltsame, von außen entstehende Umwälzung zernichtet wird, so möchte man ihr eine ewige Dauer versprechen: so wohl ist Alles geordnet, so gut und richtig berechnet greifen die verschiedenen Räder der Regierung in einander, und — welches das Wichtigste ist, — so wohl befinden sich bei dieser Verfassung die Beherrschten, und so wenig Ursache hat man hier, irgend eine Veränderung zu wünschen! Das bürgerliche und kirchliche Oberhaupt, der Lama, wird für ein göttliches, folglich auch unsterbliches Wesen, für den Stellvertreter der höchsten Gottheit und für den Mittler zwischen ihr und den Sterblichen gehalten. Man hat die Ueberzeugung von ihm, daß er an Allem, was weltlich ist, nur in so fern Antheil nimmt, als er dabei sein hohes Vorrecht ausüben kann, zu segnen und Gnade auszuspenden. Wer wollte einem Oberhaupte, welches man in diesem Lichte

sieht, nicht willig und mit Freuden gehorchen! Von ihm, bis zu dem jüngsten Lehrling des Priesterordens hinab, findet eine lange und genaubestimmte Stufenfolge von Unterordnungen Statt. Jeder gehorcht seinem unmittelbaren Vorgesetzten, so wie Alle sich in dem strengsten und willigsten Gehorsam gegen ihr gemeinschaftliches Oberhaupt, den Lama, vereinigen. Die gemeinen Klosterbewohner sind in drei Klassen getheilt, deren jede ihre eigenen Vorgesetzten hat. Die unterste Klasse ist die der Tupa's oder der Lehrlinge, die in einem Alter von acht bis zehn Jahren aufgenommen werden. Haben diese ihr funfzehntes Jahr erreicht, und die von ihnen gefoderten Fertigkeiten erworben, so treten sie in die Klasse der Tohpa's. In dieser werden sie zu der höhern Würde eines Gilong's oder Mönchs vollends vorbereitet, und nachdem sie alle dazu erfoderliche Eigenschaften und Geschicklichkeiten in einem Zeitraume von sechs bis zehn Jahren erlangt haben, als solche aufgenommen. Aus diesen werden dann zuletzt die Klostervorsteher gewählt, welche sämmtlich den Titel Lama führen.

Zur Zeit meines Hierseins zählte man in dem Kloster Teschu Lumbu nicht weniger als 3700 Gilong's. Wie stark die übrigen beiden Klassen besetzt waren, kann ich nicht angeben. Viel geringer kann indeß die Zahl derselben, da die obere Klasse von Zeit zu Zeit aus ihnen ergänzt werden muß, wol nicht angeschlagen werden.

Einer aus der Klasse der Gilong's wird jährlich zum Aufseher über die Ordnung und Regelmäßigkeit der täglichen Gottesverehrungen gewählt. Ebenderselbe hat zugleich die Aufsicht über die Vertheilung der Nahrungsmittel, und das Recht, zu jeder Zeit auf die Zimmer der Mönche zu gehen, um nachzusehen, ob überall pflicht-

mäßige Ordnung herrsche. Zum Zeichen seines Amtes trägt er in der einen Hand eine Ruthe, in der andern eine kleine Kohlenpfanne mit brennendem Räucherwerke, welche mit drei Ketten an einem Stabe hängt. Beides, sowol die Ruthe, als auch die Rauchpfanne, gebraucht er bei Gelegenheit, die Unachtsamen entweder durch einen Schlag, oder durch ein leichtes Brennen an ihre Pflicht zu erinnern.

Völlige Einförmigkeit und Einigkeit in Glaubenssachen findet sich nirgends; so auch hier nicht. Denn auch hier hat eine Spaltung unter den Genossen des Lamaglaubens Statt gefunden, und diese dauert noch jetzt fort. Die beiden Glaubenszünfte, welche daraus entstanden sind, unterscheiden sich äußerlich durch die Farbe ihres Priesterkleides, welches in langen Röcken und einer kegelförmigen Kappe besteht. Die Genossen der einen Zunft haben die gelbe, die der andern die rothe Farbe erwählt. Die erste herrscht zu Teschu Lumbu; auch hat der Kaiser von China sich dafür erklärt. Der innere Unterschied, worauf dieser äußere deutet, besteht vornehmlich darin, daß die rothen Priester sich verehelichen dürfen, die gelben nicht *). Durch den Umstand, daß ganz China die Partei der Gelben ergriffen hat, ist diese zur herrschenden erhoben worden. Ehemahls soll es umgekehrt gewesen sein.

---

*) Hiemit stimmt aber nicht überein, was oben von den Butanischen Priestern gemeldet worden ist. Denn auch diese, welche doch den Teschu Lama für ihr Oberhaupt erkennen, sind roth gekleidet, und haben sich zur Ehelosigkeit verpflichtet. Sollte die Duldung etwa hier so weit gehen, daß selbst Staatsbeamte ungehindert einer andern Glaubenszunft, als ihr Oberhaupt, ergeben sein dürfen?

Der Herausgeber.

*

Die ganze Völkerschaft theilt sich übrigens in zwei, ganz bestimmt und völlig von einander abgesonderte Klassen: in Weltliche, welche die Geschäfte des bürgerlichen Lebens besorgen, und in Geistliche, welche es nur mit dem Himmel zu thun haben. Jede dieser Klassen lebt für sich, und verrichtet ihre Geschäfte für sich, ohne sich in die der andern zu mischen. Der Laie bearbeitet und bevölkert die Erde; der Priester den Himmel. Ein großes und seltenes Glück hiebei ist, daß diese Priester wirklich ein sehr einfaches, enthaltsames und nüchternes Leben zu führen scheinen, folglich zu ihrem Unterhalte nicht viel bedürfen. Wäre dieses nicht so, hätte der Staat, bei der ungeheuern Menge solcher Personen beiderlei Geschlechts (denn auch Nonnenklöster gibt es hier) welche sich den bürgerlichen Geschäften entziehen, und als Mönche und Nonnen bei Tausenden in Klöstern leben, schon längst vor Erschöpfung zu Grunde gehen müssen. Indeß muß ich doch anmerken, daß man auch hier, wie in den klosterreichen katholischen Ländern, auf ganze Schaaren von Bettlern stößt, die aber freilich, zum Theil wenigstens, aus reisenden Pilgern bestehn, welche der Aberglaube aus fernen Ländern herbeiführt.

Auch selbst für die arbeitsame Klasse des Volks scheint es hier der häuslichen Geschäfte nicht so viele, als bei uns, zu geben. Ich schloß dieses unter andern auch daraus, daß ich oft Leute, besonders alte, viele Stunden damit hinbringen sah, sich auf den platten Gipfeln der Häuser an der Sonne zu wärmen, indem sie ihren dicken Mantel abstreiften, und mit entblößtem Rücken die wohlthätigen Sonnenstrahlen auffingen. Ihre einzige Beschäftigung dabei war, Teigkügelchen zu drehen, und die sich ihnen nähernden Raben damit zu füttern. Diese Vögel leben hier so vertraut mit den Men-

schen, daß ich sie oft die Kügelchen ihnen zwischen den Fingern wegpicken sah. Die Habichte und Adler hingegen halten sich in weiterer Entfernung, und scheinen mit den Menschen nur dann erst vertraut zu werden, wenn sie entseelt sind, und ihre Leichen ihnen zur Nahrung ausgestellt werden. Dann finden sie sich sofort dabei ein, und nehmen, so wie ihre Mitgäste, die Hunde und andere Raubthiere, was ihnen beschieden ist.

Es ist schon oben erzählt worden, daß man die Todten hier zu Lande in der Regel nicht begräbt, sondern sie den fleischfressenden Thieren zur Speise aussetzt. Nur mit den Lama's oder Vorstehern überhaupt, und mit den regierenden Oberlama's insonderheit, wird eine Ausnahme gemacht. Die Leichen dieser Letzten werden in Ehrenmählern beigesetzt, die nachher als Heiligthümer betrachtet und von den Andächtigen mit frommer Ehrfurcht besucht werden. Die Leiber der Unterlama's werden gewöhnlich verbrannt, und mit der übrigbleibenden Asche füllt man kleine metallene Götzenbilder an, die alsdann gleichfalls zur öffentlichen Verehrung aufgestellt werden. Mit allen andern werden wenige Umstände gemacht. Die einzige Sorgfalt, die man bei Einigen anwendet, ist, daß man ihre Leichen auf irgend eine Anhöhe bringt, sie hier in Stücken zerschneidet, und diese alsdann den fleischfressenden wilden Thieren Preis gibt. Das Zerschneiden hat, wie es scheint, keine andere Absicht, als die, den Thieren das Verzehren derselben zu erleichtern. Alle Uebrige, und zwar bei weiten die Meisten, werden in die öffentliche Todtengruft geworfen, welcher man eine solche Einrichtung gegeben hat, daß Vögel und vierfüßige Raubthiere ungehindert dazukommen können. Es ist nämlich ein mit einer Mauer eingefaßter Ort, welcher sowol von oben für die Vögel offen

ist, als auch auf dem Boden, in der ihn umschließenden Mauer einige Löcher zum Durchkriechen für andere Thiere hat. Die Mauer soll vermuthlich nur dazu dienen, den Vorübergehenden einen unangenehmen Anblick zu ersparen. Zuweilen, jedoch nur selten, wirft man die Leichen auch wol in den Strom, und überläßt die Vernichtung derselben den Fischen.

Wer hieraus schließen wollte, daß die Tibeter keine Achtung für ihre Todten haben, der würde irren. Sie sind so weit davon entfernt, sich eine solche Unempfindlichkeit zu Schulden kommen zu lassen, daß sie vielmehr einen jährlichen Festtag dazu angesetzt haben, das Andenken an die Verstorbenen auf eine feierliche und rührende Weise zu begehen. Der Tag, welchen man dazu geheiligt hat, ist der 29ste des Weinmonats. Da dieses Fest während meines Hierseins einfiel, so hatte ich Gelegenheit, ihm beizuwohnen. Mit der einbrechenden Abenddunkelheit wurden sowol die Gipfel aller Klostergebäude, als auch die zwischen Weidenbäumen auf der Ebene liegenden Dörfer, allgemein erleuchtet. Das Ganze machte ein großes und herrliches Schauspiel. Die Nacht war finster, die Luft vollkommen ruhig, und die Lampen brannten daher eben so hell als stätig. Dieser Umstand wird hier jedesmahl für eine gute Vorbedeutung gehalten; dahingegen Wind und Regenwetter, und das dadurch bewirkte Erlöschen der Lampen für ein unglückweissagendes Zeichen gelten. Zwischendurch ertönten die obenbeschriebenen Werkzeuge, und ein allgemeines Glockengeläute, und wenn diese schwiegen, so wurden die stillen Pausen durch hergesagte Gebetsformeln ausgefüllt. Die Dunkelheit der Nacht, die tiefe Stille ringsumher, die prachtvolle Erleuchtung, und die Abwechselung eines dumpfen und langsamfeerlichen Tonspiels, mit den ein=

tönigen Wiederholungen der Gebete, machten zusammengenommen einen so mächtigen und dem Zwecke der Feierlichkeit so angemessenen Eindruck, daß ich mich nicht erinnere, jemahls einem zweckmäßigeren Feste beigewohnt zu haben. Noch löblicher aber ist es, daß man sich nicht damit begnügt, das Andenken der Verstorbenen durch müßige Gefühle zu ehren, sondern daß man zugleich dieses Fest durch eine reichliche Almosenspende und durch jede Art von Wohlthätigkeit gegen Hülfsbedürftige zu verherrlichen sich beeifert. Wie kann man Todte würdiger ehren, als wenn man um ihretwillen die Noth der Lebenden nach Vermögen zu mindern sucht!

Ich erwähnte eben, daß man das günstige oder ungünstige Wetter an diesem Todtenfeste für eine glückliche oder unglückliche Vorbedeutung zu nehmen pflege. Diesem muß ich noch beifügen, daß man hier, wie überall, wohin das Licht der bessern Erkenntniß noch nicht gedrungen ist, auf Vordeutungen und Alfanzereien überhaupt gar sehr verpicht ist. Es gibt denn natürlicher Weise auch hier, wie in Europa, verschlagene Betrüger, welche aus dieser Schwachheit der Einfältigen Vortheil zu ziehen wissen, indem sie die Kunst zu besitzen vorgeben, die angeblichen Vorzeichen zu erklären, und den Leuten Glück oder Unglück daraus vorherzusagen. Besonders spielen die Sterndeuter hier, wie in allen unerleuchteten Ländern, eine wichtige Rolle, und haben immer volle Arbeit, weil nicht leicht Jemand irgend ein bedeutendes Geschäft unternimmt, oder irgend eine beträchtliche Reise antritt, ohne erst, für die Gebühr, versteht sich, bei den Sternen Nachfrage angestellt zu haben, ob der Erfolg glücklich oder unglücklich sein werde. Das ist freilich sehr lächerlich; allein so lange es in Europa noch einen einzigen sogenannten Kalender oder

Zeitweiser gibt, in welchem zum Nutzen und Frommen der gläubigen Einfalt angegeben wird, an welchen Tagen gut Aderlassen oder Schröpfen, gut Kinderentwöhnen, gut Haar verschneiden u. s. f. ist, geziemt es uns nicht, diese Lächerlichkeit zu belächeln, sondern vielmehr die alte und allgemeine Schwachheit der Menschen zu bedauern, lieber glauben, als denken und untersuchen zu wollen, und sich lieber von betrügerischen Schlauköpfen, als von eigener unbefangener Vernunft, leiten zu lassen. —

Um nicht als ein leichtsinniger Glaubensverächter unter Gläubigen zu erscheinen, sah auch ich — die beleidigte Vernunft mag es mir verzeihen! — mich zuweilen genöthiget, einen der Sterndeuterei beflissenen Gilong zu Rathe zu ziehen. Ich trug um so weniger Bedenken, mich in diesen Landesgebrauch zu fügen, da ich bald bemerken konnte, daß für mich nichts dabei zu wagen war, weil der artige Gilong nicht ermangelte, mir von Seiten der Sterne jedesmahl das zu verkündigen und zu rathen, was meinen Wünschen und meinem Vorsatze gemäß war.

Nicht bloß die Kunst zu schreiben, sondern auch die zu drucken, wird hier ausgeübt; doch unterscheidet sich die letzte freilich wesentlich von der unsrigen. Man druckt hier nicht mit beweglicher Schrift, sondern mit hölzernen Formen, auf deren jede eine ganze Blattseite eingeschnitten ist. Diese Art von Buchdruckerkunst soll hier schon seit langer Zeit bekannt gewesen sein. Ihr Gebrauch aber ist, wie es scheint, nur auf solche Werke eingeschränkt, in welchen die geheimen Wissenschaften der Priester aufbewahrt werden. Die Gestalt der Buchstaben dieser Druckschrift ist daher auch wesentlich von derjenigen verschieden, welche in dem Abece der Ge-

schäfts- und Briefschrift eingeführt ist. Die Grundlaute (Vokale) werden in beiden Schriften, wie im Hebräischen, durch Punkte ausgedruckt, welche man theils über, theils unter die Bestimmungslaute oder Konsonanten setzt.

12.

Abreise von Teschu Lumbu. Besuch bei dem kleinen Teschu Lama in dem Kloster Terpaling. Eine Seltenheit, einzig in ihrer Art.

Die Abwesenheit des Reichsverwesers dauerte einen Monat; seine Zurückkunft erfolgte den 19ten des Reifmonats oder Novembers. Gleich am folgenden Tage hatte ich eine Unterredung mit ihm, die aber nur in gegenseitigen Höflichkeitserweisungen bestand. Es zeigte sich, daß er von Allem, was während seiner Abwesenheit, besonders in Bezug auf uns, vorgefallen war, genaue Nachrichten gehabt hatte. Er wußte z. B., daß ich von einer leichten Unpäßlichkeit befallen gewesen war, und gab mir sein Beileid darüber zu erkennen. Er selbst hatte viel von der strengen Kälte gelitten, die in den von ihm durchreiseten Gegenden herrschte, und er war dadurch gezwungen worden, seine Gilong'skleidung mit einer wärmeren zu vertauschen. Dort, sagte er, war ich ein Weltbürger, hier bin ich wieder Mönch.

Bei der nächsten Zusammenkunft, die ich mit ihm hatte, äußerte er auf eine höfliche Weise einige Besorgniß über meine Rückreise, indem er befürchtete, daß weiterhin die Strenge des herannahenden Winters sie unmöglich machen dürfte. Dieser Wink bestimmte mich, meine Abreise sogleich auf einen nahen Tag festzusetzen.

Nachdem hierauf noch einige Zusammenkünfte zwischen ihm und mir Statt gefunden hatten, und alle

Anstalten zu unserer Abreise getroffen waren, wurden bei meinem letzten Abschiedsbesuche die für den Oberstatthalter bestimmten Geschenke vor mir hingestellt, und der Reichsverweser ersuchte mich, bei der Ueberreichung derselben zu erzählen, in was für einer betrübten Lage sie sich jetzt befänden, da es dem Lama gefallen habe, sich der Welt zu entziehen, und darauf bloß als Kind wieder unter ihnen aufzutreten, welches jetzt noch unfähig sei, sie mit seinem Rathe zu unterstützen. Zuletzt redete er mich noch mit folgenden Worten an: „Unsere Schutzgottheit, welche uns über jede wichtige Angelegenheit zu erleuchten geruht, hat mich gestern einer Erscheinung gewürdiget, aus der ich schließen muß, daß noch Alles gut gehen wird. Wir müssen uns jetzt freilich trennen; aber beruhiget euer Herz; unsere Freundschaft wird deßwegen nicht aufhören, sondern fortwähren und durch die Gnade einer mitwirkenden Vorsehung verstärkt werden. Alles wird zu seiner Zeit den besten Ausgang gewinnen." Ich nahm hierauf Abschied von ihm, und wurde unter den artigsten Zusicherungen seiner Achtung und Freundschaft von ihm entlassen.

Am folgenden Morgen, den zweiten des Wintermonats oder Dezembers, traten wir unsere Rückreise an, nachdem mir vorher noch verschiedene Abschiedsbesuche erhalten hatten, die uns bis zehn Uhr aufhielten. Ehe ich unsere Wohnung verließ, mußte ich, dem Landesgebrauche gemäß, vier Säulen in dem von mir bewohnten Zimmer mit weißen Schärpen umwinden, und diese daran zurücklassen. Als wir darauf hinabgingen, um die vor der Thür in Bereitschaft stehenden Pferde zu besteigen, fand es sich, daß sie mit einer Schar von Bettlern umgeben waren, welche den Zugang versperrte. Unser Führer wollte schon mit der Peitsche

darunterfahren, und uns auf diese Weise den Weg bahnen; allein ich hielt ihn zurück, und machte auf eine leichtere Art Platz, indem ich eine Handvoll Geld auswarf. Die Bettler fielen darüber her, und wir gewannen Raum und Zeit, die Pferde zu besteigen. Diesen ganzen ersten Tag über begegneten uns von Zeit zu Zeit ähnliche Haufen von Bettlern, welche gleichfalls abgefunden werden mußten; allein zur Ehre der hiesigen Regierung muß ich doch dabei anmerken, daß es zum Theil Fremdlinge waren, welche als Fakire oder Bettelmönche und Pilger dieses Land besuchten. Einer derselben, ein alter Graukopf, erkundigte sich ganz ernsthaft nach seinen Freunden in Bengalen, welches er als Kind verlassen hatte. Viele dieser bettelnden Wanderer mochte, nicht sowol der Aberglaube, als vielmehr der Ruf jener unbegrenzten Mildthätigkeit, welche hier ausgeübt wird, hergelockt haben. Zu Teschu Lumbu allein werden durch die Güte des Lama Tag für Tag nicht weniger als dreihundert solcher Bettler gefüttert, und es ist buchstäblich wahr, daß kein menschliches Wesen, weß Volks und Glaubens es auch sein mag, hier in den Fall gerathen kann, Mangel zu leiden. Dis ist zwar an sich schön und gut; allein es würde noch schöner und noch besser sein, wenn diese Wohlthätigkeit mit weiser Absonderung der Würdigen von den Unwürdigen geschähe, und wenn man mehr darauf bedacht wäre, die Arbeitsfähigen ihren Unterhalt durch nützliche Geschäfte erwerben, als bei gänzlicher Unthätigkeit und ohne alle eigene Anstrengung finden zu lassen. Wo unbegrenzte Mildthätigkeit herrscht, da herrscht auch unbeschränkte Bettelei, und die liebenswürdigste aller Tugenden artet in gemeinschädliche Schwachheit aus.

Es würde mir leid gethan haben, Tibet zu verlassen, ohne den kleinen Teschu Lama gesehen zu haben, welchen man, wie ich schon oben erzählt habe, nach dem Kloster Terpaling gebracht hatte, um daselbst in Gesellschaft seiner Aeltern so lange zu leben, bis sein Alter erlaubte, ihn auf den Thron zu Teschu Lumbu zu setzen. Ich hatte mir daher von dem Reichsverweser die Erlaubniß dazu erbeten, die mir denn auch, obgleich mit einiger Aengstlichkeit, ertheilt wurde, weil sie einem Verbote des Chinesischen Kaisers zuwiderlief, dem zufolge kein Fremder zu der Person dieses Kindes zugelassen werden sollte. Der Reichsverweser wagte es, eine Ausnahme mit mir zu machen. Wir lenkten also unsern Zug nach dem genannten Kloster hin, welches nur eine Tagereise entfernt lag.

Wir kamen aber an diesem Tage nicht weiter, als bis zu einem Dorfe, welches zwei Deutsche Meilen weit von Teschu Lumbu entfernt liegt. Hier schlugen wir unsere Zelte an dem Ende des Orts auf. Da es noch nicht spät war, so hatte ich den Einfall, auf dem schon hinlänglich starken Eise eines Flusses, an dessen Ufer das Dorf liegt, Schlittschuh zu laufen, und Hr. Saunders leistete mir dabei Gesellschaft. Dis gewährte den Meisten der gegenwärtigen Eingebornen ein eben so neues, als bewundernswürdiges Schauspiel, weil sie noch nie so etwas gesehen hatten. Nur Einige, welche den verstorbenen Teschu Lama nach China begleitet hatten, waren schon damit bekannt. Diese hatten sogar einen Grad von Fertigkeit in dieser Kunst gesehen, welchen wir ihnen zu zeigen nicht im Stande waren. Sie erzählten nämlich, daß der Kaiser von China, unter andern glänzenden Schauspielen, auch ein großes Schlitt-

schuhlaufen, und dabei ein Wettrennen zwischen einem Reiter zu Pferde und einem Schlittschuhläufer habe anstellen lassen. Zu ihrem Erstaunen habe der Läufer den Preis davon getragen, ungeachtet man für den Reiter einen guten geraden Weg neben der Eisfläche gebahnt gehabt hätte. Es ist um so mehr zu bewundern, daß diese künstliche Art des Eislaufens hier bisher unbekannt geblieben ist, da die hiesigen Winter so beständig sind, daß alle Gewässer bis zur Wiederkehr des Frühlings ununterbrochen die schönste Gelegenheit dazu anbieten.

Am folgenden Tage langten wir, bei starkem Frostwetter, nach einer abermahligen kleinen Tagereise von zwei Meilen, am Fuße des Berges an, auf dessen Gipfel das Kloster Terpaling erbaut ist. Der Weg ging steil aufwärts, und es wurde daher Mittag, ehe wir das Thor erreichten. Der Ort ist mit einer Mauer umgeben, und enthält, außer einem im Mittelpunkte befindlichen Palaste, dem einstweiligen Wohnsitze des jungen Lama, so viele andere Klostergebäude, daß der Umfang des Ganzen beinahe eine Viertelmeile beträgt. Zur Abwartung des Gottesdienstes sind auch hier nicht weniger als dreihundert Gilong's angestellt.

Da es hier zu Lande ungebräuchlich ist, Besuche an eben dem Tage, an welchem man ankommt, zu machen, so blieben wir diesen Nachmittag zu Hause, und begnügten uns, Höflichkeitsbotschaften zu senden und anzunehmen.

Am folgenden Tage erhielt ich Erlaubniß, Sr. Heiligkeit, dem kleinen Teschu Lama, aufzuwarten. Er war damahls gerade achtzehn Monate alt. Ich muß diesen Umstand vorausschicken, weil das Folgende dadurch einen Grad von Merkwürdigkeit erhält, den es, ohne denselben, nicht haben würde. Meine Leser wer-

den es nämlich mit mir bewundernswürdig finden, daß ein Kind dieses zarten Alters, welches noch nicht reden konnte, folglich auch noch unfähig war, Vorstellungen, durch Worte bezeichnet, aufzunehmen, schon in dem Maße abgerichtet werden konnte, daß es die Rolle eines Herrschers zu spielen und bei unverstandenen Reden ein bis zur Täuschung passendes Benehmen zu beobachten vermögend war.

Der kleine Halbgott saß in feierlicher Umgebung auf seinem Throne, in Tibetischer Sprache Musnud genannt. Neben ihm standen links seine Aeltern, rechts der zu seiner Bedienung ernannte vornehmste Beamte. Der Musnud bestand aus seidenen, bis zu einer Höhe von vier bis fünf Fuß angehäuften Kissen. Das Obere war mit einem Stücke verbrämter Seide überdeckt, und von diesem hingen ähnliche Zeuge von verschiedenen Farben herab. Hr. Saunders und ich waren, auf besonderes Verlangen der Aeltern des Lama, Englisch gekleidet.

Ich näherte mich dem Throne des Kindes, und überreichte ihm, dem Landesgebrauche gemäß, zuerst eine seidene Schärpe, und dann eine vom Oberstatthalter zum Geschenk für ihn bestimmte Schnur Perlen und Korallen, indeß die übrigen Stücke vor ihm niedergelegt wurden. Nachdem hierauf auch zwischen seinen Aeltern und mir die Höflichkeitsschärpen gewechselt waren, nahmen wir die für uns bestimmten Sitze zur Rechten des Lama ein.

Jetzt wurden auch diejenigen Eingebornen, die uns bis hieher begleitet hatten, vorgelassen, und erhielten Erlaubniß, sich niederzuwerfen. Der kleine Lama wandte sich gegen sie, und sah sie Alle mit sehr freundlichen Blicken an. Hierauf redete sein Vater mich in Tibetischer Sprache an, und mein Dolmetscher erklärte mir

den Sinn der Anrede durch folgende Worte: „Teschu Lama pflege sonst immer bis um diese Zeit zu schlafen; heute aber sei er früh aufgewacht, und habe nicht bewogen werden können, länger zu ruhen, weil die Englischen Herren angekommen seien. Deßwegen habe er nicht schlafen können." Da man mir zu verstehen gegeben hatte, daß das Lamakind, ungeachtet es noch nicht reden könne, doch schon Alles verstehe, so glaubte ich, Wohlstands halber, in der Nothwendigkeit zu sein, einige Worte an dasselbe zu richten. Ich sagte daher: „Die Nachricht von seinem Absterben in China habe den Oberstatthalter mit Betrübniß und Kummer erfüllt. Er habe nicht aufgehört, seine Entfernung von der Welt zu bejammern, bis durch seine Wiedererscheinung die Wolke des Unglücks, von welcher das Wohl dieses Volks verfinstert gewesen sei, sich verzogen habe. Seine Freude über diese frohe Begebenheit sei, wo möglich, noch größer, als die vorhergegangene Betrübniß, gewesen. Er wünsche inbrünstig, daß der wiedergeborne Lama die Welt recht lange durch seine Gegenwart erleuchten und beglücken möge, und er hoffe, daß das Band der schon vorher zwischen ihnen bestandenen Freundschaft sie immer enger und fester umschließen werde."

Indem ich so redete, hörte das kleine Geschöpf mich mit dem Anscheine der größten Aufmerksamkeit an. Seine Blicke waren fest auf mich geheftet, und er nickte mir von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe zu, gleichsam, als wenn er zu erkennen geben wolle, daß er mich recht gut verstehe, und Alles genehmige. Seine Aeltern sahen ihn dabei mit liebevollen Blicken an, und druckten ihre Freude über sein schickliches Benehmen durch ein sanftes Lächeln aus. Er aber schien keine Bemerkung davon zu nehmen, sondern ließ seine Blicke fortdauernd nur

auf uns ruhen, recht als wenn er hätte zeigen wollen, daß er bei dieser Gelegenheit nicht unter dem Einflusse seiner Aeltern stehe, sondern seine eigene Rolle für sich spiele. Als nach einiger Zeit unsere Theetassen leer waren, schien er zu verstehen geben zu wollen, daß man sie wieder füllen solle. Er warf sein Köpfchen zurück, runzelte die Stirn, und machte so lange eine unruhige Bewegung, bis sie wieder gefüllt waren. Das Erstaunen, womit wir dieses bemerkten, stieg noch höher, als er bald darauf nach einer goldenen Büchse langte, in welchem Zuckerbackwerk war, von diesem etwas herausnahm, die Hand ausstreckte, und den Aufwärtern einen Wink gab, daß sie mir es bringen sollten. Eine gleiche Aufmerksamkeit bewies er hiernächst auch meinem Gefährten. Und das Alles, ohne reden zu können.

Ungeachtet er kleine schwarze Augen und eine etwas dunkle Gesichtsfarbe hatte, so schien er uns doch im Ganzen das schönste Kind zu sein, welches wir je gesehen hatten: so überaus lieblich waren seine Gesichtszüge, so ausdrucksvoll seine Mienen, so geschickt und bewundernswürdig sein Anstand und sein ganzes Benehmen, welches die gewöhnlichen Fähigkeiten eines anderthalbjährigen Kindes weit zurückließ! Wir mußten freilich annehmen, daß er vorher dazu abgerichtet war; aber auch die größte Sorgfalt und Mühe, die man darauf verwandt haben mochte, machten es nicht begreiflich, wie er Alles, was er that, so sehr natürlich und auf eine Weise verrichtete, daß selbst das schärfste Auge nichts dabei entdecken konnte, was irgend einen Einfluß auf ihn von außen verrathen hätte. Alles schien unmittelbar aus ihm selbst, ohne alle fremde Hülfe oder Leitung, zu kommen.

Seine Mutter — Giung war ihr Name, — schien eine Frau von ungefähr 25 Jahren zu sein. Sie war klein, aber, trotz ihrer Tatarischen Bildung, recht hübsch. Die äußern Winkel ihrer schwarzen Augen waren, nach hiesiger Landessitte, durch künstliche Mittel weit nach den Schläfen hin ausgedehnt. Ihr, von Natur schwarzes Haar strotzte dergestalt von Perlen, Korallen und Edelsteinen aller Art, daß man beinahe nichts davon zu sehen bekam. Ihre Ohren prangten gleichfalls mit einem Schmucke, der aus Perlen, Goldknöpfchen und Rubinen bestand. Schnüre von großen Edelsteinen verschiedener Art, womit ihr Hals umwunden war, hingen von da bis auf die Hüften hinab. Ihr Leibrock war um den Hals herum dicht mit Goldknöpfchen besetzt. Sie trug einen Gürtel mit goldener Schnalle, aus welcher ein großer Rubin hervorschimmerte, und ein karmosinrother, mit weißen Sternchen besäeter Schahl (Shawl), der bis auf die Knie hinabhing, nebst Bulgarischen Stiefeln, vollendeten ihren Anzug. Dis zur Erbauung für die jungen Leserinnen!

Die jungen Leser werden mir, denke ich, eine eben so umständliche Beschreibung der männlichen Kleidungsstücke des Vaters — Giap war sein Name — gern erlassen. Ich begnüge mich daher, nur kurz zu erwähnen, daß dieser ein gelb-atlassenes, mit Gold durchwirktes und mit dem Fürstlichen Drachen bezeichnetes Gewand trug.

Dieser Vater des Lamakindes sagte mir, er habe von dem Reichsverweser den Auftrag erhalten, mich vier Tage bei sich zu behalten, er hoffe aber, daß ich mich werde bewegen lassen, noch einen Tag länger zu bleiben, und da diese Einladung angenommen war, so wurde zu einer Zusammenkunft für morgen ein außerhalb der

Ringmauer befindliches Lusthaus bestimmt. Dis war ein zu seiner Erholung eingerichteter Ort, wo er seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Bogenschießen, obliegen konnte, welches, Anstands halber, innerhalb der Mauern des Klosters nicht wohl vorgenommen werden konnte. Und damit hatte mein Staatsbesuch für dasmahl sein Ende.

Noch an eben dem Tage legten zwei Beamte, welche zur unmittelbaren Bedienung des jungen Lama angestellt waren, ihren Ehrenbesuch bei mir ab. Diese ließen sich traulich bei mir nieder, unterhielten sich über Dieses und Jenes mit mir, und erkundigten sich besonders sorgfältig nach meinem Vorgänger, dem ehemahligen Englischen Gesandten Bogle, den Beide kannten, und, gleich Allen, welche dieses trefflichen Mannes Bekanntschaft zu machen Gelegenheit gehabt hatten, aufrichtig hochschätzten. Sie wünschten mir hierauf zu der besondern Aufmerksamkeit Glück, mit welcher der junge Lama uns angesehen und angehört habe, und versicherten, daß er sich oft Mühe gebe, den Namen Engländer wieder aussprechen zu lernen. In seinem vorigen Leben habe er die größte Vorliebe für mein Volk gehegt, und sie würden nicht ermangeln, diese Gesinnung wieder in ihm anzuregen, und den Namen Hastings, falls er ihn sollte vergessen haben, ihm zeitig wieder ins Gedächtniß zu bringen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, der unauslöschlichen Eindrücke von Ehrfurcht und Liebe zu gedenken, welche der letzte Lama durch seine sanfte Gemüthsart und durch sein liebreiches Betragen bei Jedermann zurückgelassen hat. Es herrscht über diesen wahrhaft edeln Mann, der sich die allgemeine Liebe und Verehrung in einem so hohen Grade zu erwerben wußte,

hier nur Eine Stimme, und Alles, was diese von ihm verkündiget, wird von unserm unbefangenen wackern Landsmanne, meinem Vorgänger Bogle, der das Glück hatte, ihn persönlich kennen zu lernen und sich seine Werthschätzung zu erwerben, ohne Einschränkung bestätiget. Man kann mit Wahrheit sagen, daß dieser seltene Priesterfürst ein Statthalter Gottes, in einer eben so neuen als erhabenen Bedeutung des Worts, war, weil er die Gottheit, deren Stelle er hier bei seinen Unterthanen vertrat, nur durch allgemeine Liebe und Beglückung nachzuahmen und darzustellen sich bestrebte. „Ich suchte," sagt Hr. Bogle, „einige von der Menschheit unzertrennliche Gebrechen an ihm zu entdecken, aber umsonst! Dieser seltene Mann wird so allgemein geliebt und verehrt, daß ich in ganz Tibet auch nicht Einen fand, der es hätte übers Herz bringen können, etwas Nachtheiliges von ihm zu sagen."

Wo ist in unserer ganzen sogenannten Weltgeschichte ein Fürst oder Papst, von dem ein eben so hellsehender und unbefangener Beobachter, als Bogle war, etwas Aehnliches zu sagen, sich gedrungen gefühlt hätte? — Ihr jungen Prinzen, ist nicht etwa Einer unter euch, der sich von dem großen Gedanken begeistert fühlt, der Erste sein zu wollen, der uns auf diese schmähliche Frage eine Antwort erringen, und der Schande, die unsern kristlichen Welttheil, in Vergleichung mit jenem abgöttischen, bis zu unsern Zeiten kaum gekannten Winkel Asiens drückt, ein Ende machen wird?

13.

Aufenthalt zu Terpaling. Nähere Bekanntschaft mit den Aeltern des jungen Lama. Wallfahrten zu diesem. Abreise.

Der Abrede gemäß, traf ich am folgenden Tage mit

den Aeltern des Lama, Giap und Giung, an dem dazu bestimmten Orte gegen Mittag zusammen.

Wie gewöhnlich fingen wir damit an, die Ehrenschärpen zu wechseln. Dann setzten wir uns, und Giap eröffnete das Gespräch, indem er die Ehre pries, welche Teschu Lama ihm dadurch erwiesen habe, daß er, um das neue Leben zu beginnen, in seine Familie herabgekommen sei. Sehr verbindlich setzte er hinzu, dieser hohen Gnade verdanke er allein das Vergnügen, die Englischen Herren von Person kennen zu lernen. Man kann denken, daß ich diese Artigkeit nicht unbeantwortet ließ. Er äußerte hierauf seine große Geneigtheit, unsern Wunsch, einen größern Verkehr zwischen beiden Völkern eingeleitet zu sehen, kräftig zu unterstützen, und fügte hinzu, er hoffe, daß unsere Freundschaft nicht bloß dauerhaft sein, sondern auch noch immer wachsen werde. Natürlich versicherte ich ihm dagegen, daß dis auch unser lebhaftes Verlangen sei.

Mittlerweile hatte man die gewöhnliche Erfrischung von Tatarischem Thee aufgetragen. Beim Genusse desselben wurde über allgemeine Gegenstände gesprochen. Nach einer Weile verließ Frau Giung die Gesellschaft, und ihr Gatte fand Gelegenheit, mir folgende Geschichte seines Lebens und seiner Schicksale zu erzählen.

„Zu Lassa (dem Hauptorte im Gebiete des Dalai Lama) sagte er, wurde ich geboren; allein von erbitterten und mächtigen Feinden bin ich vor einigen Jahren gezwungen worden, mich eiligst von da zu entfernen, und viele schöne Sachen, die ich zu meinem Vergnügen gesammelt hatte, besonders einen Vorrath trefflicher Waffen, wie sie an meinem Geburtsorte gebräuchlich sind, zurückzulassen. Eifersucht über meine ungewöhnliche Fertigkeit im Bogenschießen, im Reiten und in

andern Künsten, war die Ursache ihrer Erbitterung. Sie fanden Mittel, die Umbas, d. i. die dort angestellten Chinesischen Beamten, wider mich einzunehmen; und als ich in dieser Bedrängniß mich an den Dalai Lama wandte, rieth mir dieser, mich von Lassa zu entfernen, und Schutz bei dem Teschu Lama zu suchen, dem er mich empfehlen wolle. Ich gehorchte, und zwar mit dem Vorsatze, mich noch weiter zu entfernen, und Schutz bei dem Oberstatthalter von Bengalen zu suchen. Allein der Rath des Teschu Lama bestimmte mich anders, und so blieb ich hier."

Er machte mir hierauf eine Schilderung von der Gemüthsart der Häupter von Lassa, die freilich nicht zu ihrem Vortheile ausfiel, und schloß diese vertrauliche Herzensergießung mit der Bemerkung, daß, ohne gegenseitige Aufrichtigkeit und gegenseitiges Vertrauen, keine Freundschaft Statt finde. Und darin hatte er ohne allen Zweifel Recht.

Giap zeigte sich mir als einen großen Kenner und Freund körperlicher und kriegerischer Uebungen, und zugleich als einen vollkommenen Waffenkenner. Er ließ seine Sammlung vorzeigen, und erklärte mir umständlich die Eigenschaften und den Werth eines jeden Stücks. Die Pfeile waren nach der Weite und Sicherheit ihres Fluges geordnet, und hatten, diesem gemäß, ihre besondern Namen, womit sie bezeichnet waren. Er schenkte mir drei der besten, sammt einem beinahe fünf Fuß langen Chinesischen Bogen, der aus Büffelhorn bestand. Er war viele Jahre lang sein Leibbogen gewesen. Sein jetziger Lieblingsbogen war aus Bambusrohr verfertiget, und hatte eine so starke Spannung, daß ich ihn nicht abdrücken konnte. Er nahm ihn daher selbst, und schoß ihn nach einem, in großer Entfernung aufgestellten Ziele

ab. Der Flug des Pfeiles war so schnell, daß ich ihn, trotz aller Anstrengung meiner Augen, nicht verfolgen konnte.

Im Spannen der Bogen konnte ich es ihm noch viel weniger gleich thun. Er ließ indeß, als ich seine höhere Geschicklichkeit hierin demüthig anerkannte, meiner eigenen Fertigkeit im Gebrauch der Feuerwaffen, wovon ich ihm einige nicht unglückliche Proben gab, gleichfalls Gerechtigkeit widerfahren, und bedauerte mit vieler Artigkeit, daß ich nicht einige Monate bei ihm bleiben könne, um uns gegenseitig Einer dem Andern unsere Künste mitzutheilen. Ich schenkte ihm hierauf eine wohlgearbeitete Flinte, die ihm um so mehr Vergnügen machte, da die neuere Einrichtung der Gewehre hier zu Lande bisher noch völlig unbekannt geblieben war. Die ihrigen sind noch alle, nach alter Weise, mit einer Lunte zum Abbrennen versehen.

Indem wir so von Krieg und Kriegsübungen sprachen, versicherte mir Giap, daß es in Tibet Menschen gebe, welche die Kunst verständen, in tiefem Wasser dergestalt aufrecht zu gehen, daß sie nicht tiefer als bis an die Hüften eintauchten, folglich auch in dieser Stellung ihre Waffen trocken erhalten und Gebrauch davon machen könnten. Das wäre also die Kunst des Wassertretens, wovon ich in Europa zwar zuweilen, aber immer nur als von einer erst noch zu erfindenden Kunst, reden gehört hatte. Ich bedauere sehr, daß ich keine Gelegenheit hatte, mich von der Wahrheit dieser Sache durch den Augenschein zu überzeugen, und die Art, wie sie ausgeübt wird, kennen zu lernen. Im Kriege würde diese Kunst oft von großem Nutzen sein. Noch erwähnte Giap der außerordentlichen Geschicklichkeit der Tibetischen Reiter, ihre Feinde, besonders beim Nachsetzen,

vermittelst einer Schlinge vom Pferde zu ziehen. Auch diese Kunst würde, scheint es, für unsere leichte Reiterei nicht ohne Nutzen sein.

Während dieser Unterhaltungen hatte man das Mittagsmahl angerichtet, und wir wurden zu Tische gerufen. Hier fanden wir Frau Giung wieder, welche das Mahl hausmütterlich besorgt hatte. Die Bänke, — Tische kennt man hier nicht, — waren mit kaltem Hammelfleische reichlich besetzt. Ein Theil desselben war gekocht, ein zweiter durch Frost gedörrt, ein dritter roh. Man pries mir besonders das Letzte, auch ermangelte man nicht, um mich zum Genusse desselben zu bewegen, mir mit einem ermunternden Beispiele vorzugehen; allein ich war unvermögend, meinen Widerwillen dagegen zu überwinden. Das gedörrte Fleisch hingegen fand ich auch hier, wie schon anderwärts, überaus wohlschmeckend. Unser Getränk war Chong, der aber hier nicht, wie in Butan, warm, sondern immer kalt getrunken wird. Giung aß wenig und nur Früchte; denn, sagte sie, so lange sie den Lama säuge, sei es ihr nicht erlaubt, etwas Thierisches zu genießen oder starke Getränke zu trinken. Se. Heiligkeit war also, wie hieraus erhellet, noch nicht entwöhnt!

Nach aufgehobener Tafel trat ein Bedienter mit verschiedenen Tonwerkzeugen herein. Giap gab mir ein Vogelpfeifchen (Flageolet) in die Hand, um mich darauf hören zu lassen; allein ich bekannte meine Ungeschicklichkeit. Er nahm es darauf selbst, und begleitete damit eine Art von Wälscher Zitter (Guitarre), auf welcher seine Gattinn spielte. Die Stücke, welche sie gaben, schienen mir ganz artig zu klingen. Nun fing auch Giung an, ihre Stimme dazu hören zu lassen, und ich trage kein Bedenken, zu gestehen, daß ich ihren

Staatliche Bibliothek Bamberg

Gesang lieblicher fand, als manche Arie in unsern Wälschen Singespielen. Ich fühlte mich gedrungen, mein großes Vergnügen darüber zu erkennen zu geben, und Giap bedauerte, daß er mich nicht mit einem mannichfaltigeren Tonspiele unterhalten könne, weil er seine Sammlung von Werkzeugen gleichfalls zu Lassa habe zurücklassen müssen. Uebrigens erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß man auch hier, wie bei uns, eine Zeichenschrift oder sogenannte Noten für die Töne hat. Worin diese aber bestehe, und in wiefern sie mit der unsrigen übereinstimme, hatte ich nicht Gelegenheit zu erfahren, weil Giap und seine Gattinn nur aus dem Kopfe spielten.

Diese angenehmen Unterhaltungen hatten unmerklich den Abend herbeigeführt. Ich beurlaubte mich daher bei meinen gütigen Wirthen, und dankte ihnen sehr aufrichtig für das Vergnügen, welches ich bei ihnen gefunden hatte. Sie begleiteten mich hierauf nach dem Kloster zurück, wo wir uns trennten, indem sie nach den Zimmern des Lama, ich nach den meinigen ging. Am folgenden Tage wartete ich dem kleinen Teschu Lama noch einmahl auf, um ihm noch einige, aus Bengalen für ihn mitgebrachte schöngearbeitete Sachen zu überreichen. Unter diesen fesselte besonders eine kleine Uhr seine Aufmerksamkeit. Er behielt sie lange in den Händen, und betrachtete sie eben so genau, als ernsthaft, und ohne irgend eine kindische Bewegung oder Aufwallung dabei zu zeigen. Auch dis schien mir an einem so kleinen Kinde sehr bewundernswürdig zu sein. Vater und Mutter waren abermahls zugegen. Die Unterhaltung dauerte ungefähr eine halbe Stunde, nach deren Verlauf ich mich wieder entfernte.

Ungeachtet der Lama noch Säugling war, so fan-

den sich doch schon ganze Scharen frommer Verehrer desselben ein, um ihn anzubeten und Opfer für ihn darzubringen. Nur einige Wenige wurden der Ehre gewürdiget, vor ihn gelassen zu werden. Die Uebrigen schätzten sich schon überglücklich, wenn er ihnen nur am Fenster gezeigt wurde, besonders wenn man ihnen Zeit genug ließ, sich niederzuwerfen, ehe er sich entfernte. Als ich von meinem heutigen Besuche bei ihm zurückkam, sah ich einen Haufen Kalmückischer Tataren, welche in dieser Absicht eine weite Reise gemacht hatten. Sie standen vor der Antlitzseite des Palastes, hatten Alle Kappen auf, und hielten Alle ihre ineinandergelegten Hände dergestalt in die Höhe, daß sie dem Gesichte gleich standen. Eine halbe Stunde blieben sie in dieser Stellung unbeweglich stehen, die Augen unverwandt auf die Fenster des Lama geheftet, und harrend des seligen Augenblicks, da er ihnen würde gezeigt werden. Dieser Augenblick kam, man sah es an der plötzlichen Bewegung, die unter dem frommen Haufen entstand. Ihre noch immer geschlossenen Hände erhoben sich schnell über den Kopf, dann wurden sie wieder bis zur Gesichtslinie herabgelassen, und endlich an die Brust gedrückt. Hierauf stürzten Alle auf die Knie, und stießen mit den Köpfen gegen den Boden. Dis ganze Verfahren wurde neunmahl wiederholt, worauf sich Jeder einem dazu abgeordneten Beamten näherte, um sein Geschenk zu überreichen, welches bei Einigen aus gegossenen Gold- und Silberstücken *), bei Andern aus Landeserzeugnissen von minderem Werthe bestand.

---

*) Ein solches Stück gediegenen Goldes oder Silbers hat die Form des Tiegels, in welchem es geschmolzen wurde, und wird Tarima genannt. Man hat das Gewicht darauf

Dergleichen Auftritte sollen, wie man mir sagte, nichts weniger als selten sein. Die aus allen, oft aus den entferntesten Gegenden, dem Teschu Lama dargebrachten Opfer sollen die Hauptquelle seiner Reichthümer sein. Selbst Leute von hohem Stande treibt die Frömmigkeit hieher, und die demüthigenden Gebräuche, welchen sie sich dabei unterwerfen müssen, werden hier eben so wenig für erniedrigend gehalten, als bei den Katholiken der Gebrauch, dem heiligen Vater zu Rom die Füße zu küssen. Diejenigen, welche ich heute auf die oben beschriebene Weise ihre abgöttische Verehrung an den Tag legen sah, waren ein Herr von hohem Range und sein zahlreiches Gefolge. Er selbst schien dabei ernster und andächtiger, als alle die Uebrigen zu sein. Seine Kleidung bezeugte seinen vornehmen Stand. Sie bestand in einem reichen atlassenen Kleide, mit Pelzwerk gefüttert, und in einer Kappe, die mit Sibirischem Rauchwerke verbrämt und oben mit einem scharlachrothen seidenen Quaste geziert war, der auf allen Seiten hinabflatterte.

Die Zeit meines Hierseins lief zu Ende. Wir schickten uns daher zur Abreise an, und ich legte meinen letzten Besuch bei dem kleinen Lama ab. Aus seinen Händen erhielt ich die für meine Obern bestimmten Briefschaften, und seine Aeltern schenkten mir ein mit Lammpelz gefüttertes Unterkleid. Sie versicherten mir dabei, daß sie mich immer in gutem Andenken behalten würden, und fügten hinzu, Teschu Lama habe sich dismahl noch nicht mit mir unterhalten können, weil er noch ein sprachloses Kind sei; sie hofften aber, mich zu

---

geprägt, und nach diesem richtet sich sein Werth. Die silbernen sind gewöhnlich 40—50 Pfund schwer.

der Zeit, da er erwachsen sein werde, wieder zu sehen. Ich antwortete, daß auch ich der Hoffnung lebe, ihm einst, wenn er seinen Thron bestiegen haben werde, noch einmahl persönlich meine Ehrfurcht bezeigen zu können. Ich erhielt hierauf, wie gewöhnlich, die Schärpen, und mein Abschiedsbesuch war zu Ende.

Mit Anbruch des folgenden Tages traten wir unsere Rückreise nach Bengalen an.

14.

Rückreise von Terpaling nach Bengalen. Nachlese einiger Merkwürdigkeiten, das Eigenthümliche dieses Landes und seiner Bewohner betreffend.

Der Berg, auf welchem das Kloster Terpaling erbaut ist, wird von einem andern, gegenüberliegenden, durch einen kleinen Fluß getrennt. Nachdem wir über diesen gesetzt waren, und den Berg erstiegen hatten, dehnte sich das Land zu einer weiten Ebene aus, welche auf allen Seiten von kahlen Bergen begrenzt wurde. Auf einem derselben liegt ein Nonnenkloster, in welchem die Anni's (so heißen hier die Nonnen) gerade eben sö, wie die Gilong's in den Mannsklöstern, leben. Der frühe Morgen, die Mittagsstunden und der Abend sind den Andachtsübungen gewidmet, die Zwischenzeiten bringt jede Nonne in ihrer einsamen Zelle hin.

Gern hätte ich nun auch das Innere eines solchen weiblichen Klosters gesehen, und das wäre denn auch wol möglich zu machen gewesen. Denn am Tage werden männliche Besucher zugelassen, nur des Nachts darf eben so wenig ein Mann in einem Frauenkloster, als ein Frauenzimmer in einem Kloster der Gilong's sein. Allein, um jenen Wunsch zu erfüllen, hätten wir uns

gar zu weit von unserer Straße entfernen müssen, welches nicht ohne großen Zeitverlust geschehen konnte. Diesen mußte ich aber, bei der mehr und mehr zunehmenden Kälte, auf alle Weise zu vermeiden suchen. Ich that daher auf die Befriedigung meiner Neugier Verzicht, und reisete weiter.

Alles scheint in diesem Lande absichtlich darauf angelegt zu sein, einer gar zu starken Bevölkerung vorzubauen. Darauf zweckt die Anlegung so vieler Klöster, darauf die zur Sitte gewordene Abneigung der Vornehmen vom ehelichen Leben ab; dahin scheint endlich auch ein sehr merkwürdiger Landesgebrauch zu zielen, welcher vielleicht sonst nirgends in der Welt gefunden wird. Dis ist die Vielmännerei. Es herrscht hier der eben so seltsame, als allgemeine Gebrauch, daß alle Brüder einer und ebenderselben Familie, auch wenn ihrer noch so viele sind, nur eine einzige Frau nehmen, die ihnen Allen gemeinschaftlich angehört. Die Wahl derselben gebührt dem Aeltesten. Man findet hier freilich auch Ehen zwischen Einem Manne und Einer Frau errichtet; allein dis nur in dem Falle, daß in einer Familie nicht mehr als Ein Sohn vorhanden ist. Sonst ist es Regel, daß alle Brüder zusammen nicht mehr, als Eine Frau nehmen.

So unvernünftig dieser Gebrauch, dem ersten Anblicke nach, zu sein scheint, so fehlt es doch nicht an Gründen, die einen fast überzeugen möchten, daß er für dieses Land der angemessenste sei. Die Unfruchtbarkeit des Bodens scheint es hier wirklich rathsam zu machen, eine zunehmende Bevölkerung zu hindern. Eine große Volksmenge ist nicht für jedes Land, sondern nur für dasjenige wünschenswürdig, welches sie beschäftigen und ernähren kann. Wo dieses nicht Statt findet, da

würde sie nur Mangel und Elend, nicht Vermehrung des öffentlichen Wohlstandes und der Staatskraft zur Folge haben. Was würde aus dem unfruchtbaren Tibet und seinen Einwohnern werden, wenn die Zahl dieser Letzten nicht mit den geringen Mitteln in Verhältniß bliebe, welche das Land zu ihrem Unterhalte darbietet! Entweder müßte ein Theil von ihnen von Zeit zu Zeit auswandern, oder er würde einer schrecklichen Hungersnoth zur Beute werden. Beiden Uebeln wird durch die Vielmännerei, welche die Bevölkerung hindert, vorgebaut.

Vielleicht, daß ein unmenschlicher Gebrauch, welcher in dem benachbarten China herrscht, die Tibeter mit bestimmte, die Bevölkerung durch dieses Mittel einzuschränken. In jenem Lande nämlich, welches doch zu den allerfruchtbarsten der Erde gehört, hat die ungeheuere Vermehrung der Volksmenge, und die dadurch oft veranlaßte Hungersnoth, die Regierung gezwungen, jeder Mutter das unnatürliche Recht zuzugestehen, ihr neugebornes Kind auf dem Felde auszusetzen, und es daselbst umkommen zu lassen. Die sanften und gutmüthigen Tibeter schauderten ohne Zweifel beim Anblicke dieser Unmenschlichkeit, und wollten daher lieber einer, für ihr armes Land zu großen Vermehrung der Kinder vorbauen, als sich einer ähnlichen Grausamkeit schuldig machen *).

---

*) Vielleicht, daß bei der Anordnung der Vielmännerei in Tibet noch eine andere Ursache obwaltete. Vielleicht, daß hier, durch eine besondere Eigenthümlichkeit des Landes, unverhältnißmäßig viele Knaben und nur wenige Mädchen geboren werden. Wäre dieses nicht, so müßte die Vielmännerei nothwendig die Folge haben, daß drei Viertel des weiblichen Geschlechts unverheirathet blieben. Das

Uebrigens hat dieser Gebrauch, so viel ich bemerken konnte, keinen unvortheilhaften Einfluß auf die Sitten der Einwohner gehabt. Ich möchte vielmehr das Gegentheil behaupten. Wenigstens darf ich versichern, daß eine sanfte Gemüthsart, Menschenfreundlichkeit und ungekünstelte Artigkeit das allgemeine Erbtheil der Tibeter sind. Sie sind anspruchlos und gütig gegen Niedere, ehrerbietig gegen Höhere, gefällig gegen Jedermann. Die Männer beeifern sich, es Einer dem Andern an Aufmerksamkeit gegen die gemeinschaftliche Gattinn zuvorzuthun, und die Weiber genießen daher hier einer Achtung und einer Freiheit, wovon ihre unglücklichen Schwestern in den südlichern Ländern Asiens gar keinen Begriff haben. Sie sind, wie bei uns, die Vorsteherinnen des innern Hauses, und die Gefährtinnen, nicht die Sklavinnen, ihrer Männer. Diese Letzten haben kein getheiltes Vermögen, was Jeder erwirbt, das fließt in die gemeinschaftliche Kasse; so wie sie zusammen in Einem Hause leben, so machen auch Alle nur Eine Familie aus.

Die Heirathsgebräuche sind hier sehr einfach. Kirche und Priester haben nichts dabei zu thun. Der Aelteste unter den Brüdern, dem die Wahl der gemeinschaftlichen Gattinn gebührt, sucht sich eine Person, welche ihm gefällt. Hat er sie gefunden, so hält er bei ihren Aeltern um sie an. Wird der Antrag genehmiget, so verfügen Braut und Aeltern sich nach dem Hause des Bräutigams, die Verwandten auf beiden Seiten werden eingeladen, man schmauset und tanzt drei Tage lang.

---

würde aber, wenn es wirklich der Fall wäre, der Aufmerksamkeit unsers Reisenden nicht entgangen sein.

Der Herausgeber.

Damit ist, ohne weitere Feierlichkeit, Alles geschehen, was hier erfodert wird, um die Ehe gültig zu machen. Gegenseitige Einwilligung ist das einzige Band, welches sie schließt, und die gegenwärtigen Freunde sind die Zeugen der Vollziehung.

Aufgelös't kann die so geschlossene Ehe nur in dem Falle werden, daß es von Beiden gewünscht wird. Dann dürfen aber auch Beide sich nie wieder verheirathen.

Unser erstes Nachtlager schlugen wir bei einem kleinen, einsamen Dorfe auf, und setzten am folgenden Morgen unsere Reise fort.

Das Land bietet, vornehmlich in dieser Jahrszeit, eine sehr traurige Ansicht dar. Berge, Thäler und Ebenen sind nackt, und scheinen mit Rost überzogen zu sein. Das einzige Schöne, was dem Auge sich hier von Zeit zu Zeit darbietet, sind Wasserfälle, welche der strenge Frost in Eis verwandelt hat, und an welchen man nunmehr die seltsamsten Eisgestalten erblickt. Erst die Sommerhitze vermag es, diese entsetzlichen Eismassen wieder flüssig zu machen. Die Luft wurde mit jedem Tage kälter, schärfer und reiner. Ueberhaupt muß ich anmerken, daß ich während der drei Monate, die ich in Tibet zubrachte, nicht mehr als drei trübe Tage erlebt habe. Die große Trockenheit des Bodens und die geringe Zahl von Pflanzen und Bäumen, die derselbe trägt, sind die Ursache dieser Erscheinung. In einem Lande, wo so wenige feuchte Dünste erzeugt werden, müssen Nebel und Regen natürlich selten sein. Desto mehr aber leidet man hier in der trockenen Jahrszeit vom Staube, womit die heftigen Winde die Luft anfüllen. Diese strengen Winde würden die Oberfläche der Aecker, zur Zeit, da sie leer sind, mit sich fortreißen, wenn die Landleute nicht ein wirksames Mittel

dagegen ersonnen hätten. Dieses besteht darin, daß sie gegen den Winter das Feld unter Wasser setzen, indem sie aus den Strömen und Bächen Leitungen anlegen, wodurch eine künstliche Ueberschwemmung veranstaltet wird. Sie erreichen dadurch zugleich noch einen andern Zweck, den nämlich, die Aecker zu befruchten. Von dem Gebrauche des Düngers weiß man hier, wie in verschiedenen andern Ländern Asiens, nichts*). Das Wasser ist also ihr einziges Befruchtungsmittel.

Unter die wenigen Merkwürdigkeiten, die sich auf unserer ferneren Rückreise darboten, gehört vornehmlich das wichtige Thier, welches den Eingebornen die überaus feine Wolle liefert, deren sie sich zur Verfertigung der sogenannten Schahls und ähnlicher Zeuge bedienen. Wir sahen jetzt dergleichen in großen Herden auf den nackten Bergen weiden. Es ist eine Art von Ziegen, die aber nicht so groß sind, als die kleinsten Schafe in England. An Feinheit der Haare scheinen sie selbst die Angorische Ziege zu übertreffen. Ihre Farbe ist verschieden. Man sieht schwarze, weiße, bläuliche und braungesprenkelte, den Hirschkälbern gleich. Ihre Hörner stehen gerade. Schade, daß dieses nützliche Thier unter keinem andern Himmelsstriche, als hier, leben zu können scheint! Wenigstens wollten sie

---

*) Kotzebue erzählt in dem Merkwürdigsten Jahre seines Lebens, daß die Landleute in Sibirien es bequemer finden, ihre Häuser abzubrechen und an einem andern Orte wieder aufzubauen, als die bei ihren Wohnungen sich anhäufenden Mistberge wegzuschaffen, wovon sie keinen Gebrauch zu machen wissen, weil ihr Boden, auch ohne dieses Befruchtungsmittel, schon von selbst die reichsten Ernten gibt.

Der Herausgeber.

weder in Bengalen ausdauern, noch konnten sie eine Seereise ertragen. Dort wurden sie mit einer Hautgeschwulst befallen, welche den Verlust ihrer schönen Wolle zur Folge hatte. Ich gab mir viele Mühe, und wandte alle mögliche Vorsicht an, um einige derselben lebendig nach England zu schaffen. Einige wenige lebten zwar wirklich so lange, daß sie dort ans Land gesetzt werden konnten, allein in einem so schwachen Zustande, daß sie bald nachher den Geist aufgaben.

Der Daeb Raja lebte jetzt in seinem Winterpalaste, Punucka. Wir besuchten ihn daselbst, und wurden als alte Freunde mit vieler Herzlichkeit von ihm empfangen. Er war so gütig, zu verlangen, daß wir recht lange bei ihm bleiben möchten, um uns von den ausgestandenen Beschwerden der Reise erst gehörig zu erholen. Gern hätte ich in dieses Verlangen gewilliget, allein meine Pflicht gebot mir, zu eilen. Wir hielten uns daher nur einige Tage bei ihm auf, und reiseten am dreißigsten des Wintermonats weiter. Beim Abschiednehmen machte er mir ein, seiner Meinung nach, sehr kostbares Geschenk, — ein geweihetes Läppchen von karmosinrother Seide, welches ein sicheres Mittel sein sollte, alles Unglück von mir zu entfernen, und mich bei allen meinen Unternehmungen eines glücklichen Erfolges zu versichern. Ich Unbesonnener! Er ist verloren, dieser unschätzbare Lappen! Vermuthlich war ich nicht würdig, ein so kostbares Heiligthum zu besitzen.

Auch den Suba sahen wir wieder, aber dismahl nicht zu Buradewar, weil auch er seine Winterwohnung in dem Thale Schischakotta bezogen hatte. Hier besuchten wir ihn, und wurden ungemein freundlich von ihm wieder aufgenommen. Auch er wünschte sehr ver-

bindlich, daß wir lange bei ihm bleiben möchten, ich konnte mir aber nur einen Tag dazu erlauben.

Auf der Grenze von Bengalen erhielt ich ein Schreiben vom Oberstatthalter, welcher mich nach Patna, in der Landschaft Bachar, berief, wohin er selbst gereiset war. Ich verfügte mich ungesäumt dahin, und stattete Bericht von dem Erfolge meiner Sendung ab.

II.

Reise eines Deutschen nach dem See Oneida in Nordamerika.

Vorbericht.

Bekanntlich hat die berühmte Frau von La Roche ein Werk in drei Bändchen, unter dem Titel: Erscheinungen am See Oneida, Leipzig 1798, ans Licht treten lassen. Die dabei zu Grunde liegende wahre Geschichte, welche ihr von einem durch Nordamerika reisenden Deutschen — ihrem Sohn oder Schwiegersohn — mitgetheilt wurde, ist durch sich selbst so überaus anziehend und rührend, daß bei ihr die höchste Kunst der Darstellung nur darin zu bestehen scheint, sie ohne allen Aufputz in ihrer natürlichen und einfachen Schönheit anspruchlos hinzustellen. Die würdige Herausgeberinn dachte hierüber anders. Sie glaubte, ihre ganze wohlgeübte Schönschreibekunst aufbieten zu müssen, um einen so schönen und rührenden Gegenstand auch noch obenein mit allen Reizen eines zierlichen und kostbaren Putzes zu begaben, und so geschah es, daß das niedliche Geschichtchen, welches in seiner unschuldigsten Nacktheit kaum acht bis zehn Bogen angefüllt haben würde, sich unter ihren schmückenden Händen bis zum Umfange dreier Bändchen ausdehnte.

Sie deßwegen tadeln zu wollen, bin ich weit entfernt. Jedem bedächtigen Schriftsteller schwebt, indem er schreibt, irgend ein bestimmter Lesekreis vor, für welchen er schreiben will. Nun sind aber der Geschmack, die Bedürfnisse und die Anfoderungen des einen Kreises von dem Geschmacke, den Bedürfnissen und Anfoderungen eines andern oft sehr weit verschieden. An-

ders muß der Anzug einer Hofdame, anders der eines schlichten Naturkindes sein. Die Frau von La Roche mochte demnach ihre guten Gründe haben, diejenige Darstellungsart zu wählen, welche sie bei dieser Geschichte anzuwenden beliebt hat.

Ich, der ich hier nicht den Beruf habe, für die Höfe und für die hofartigen Kreise der höhern Stände, sondern nur für Jünglinge und Jungfrauen von unverkünsteltem Geschmacke zu schreiben, glaube, weder unrecht zu handeln, noch etwas Unnützes zu unternehmen, wenn ich jene eben so lehrreiche als rührende Geschichte, von allen Zuthaten der Kunst entblößt, aus dem genannten Werke als einen nunmehr der ganzen Menschheit gehörigen Stoff heraushebe, und sie für meine Leser, auf meine Weise bearbeitet, dieser Sammlung einverleibe.

Um dieser Geschichte noch etwas mehr die Form einer Reisebeschreibung zu geben, und sie zugleich für die Wißbegierde meiner jungen Leser und Leserinnen noch etwas ergiebiger zu machen, habe ich, so weit es im Vorbeigehen, und ohne Gefahr, langweilig zu werden, geschehen konnte, aus anderweitigen guten Quellen einige nützliche Sachkenntnisse, die Erdbeschreibung von Nordamerika und die Geschichte der Quäker betreffend, einfließen lassen, und doch ist es mir, wie man sieht, gelungen, das Ganze, mit aller Bequemlichkeit, und ohne ihm Gewalt anzuthun, in ein Heftchen von etwa sieben Bogen zusammenzupressen, ohne irgend etwas Wesentliches, was der Leser ungern vermissen könnte, wegzulassen.

Jetzt mag unser reisender Landsmann selbst reden.

1.

Reise von Bremen nach Philadelphia in Nordamerika.

Wir gingen den 28sten des Sommermonats (Junius*) zu Braak, unweit Bremen, unter Segel, und erreichten schon am folgenden Tage die Mündung der Weser; mit ihr die Nordsee. Das Schiff, an dessen Bord ich mich befand, war nach Baltimore, einem Hafen an der Küste von Marienland (Englisch Maryland) in Nordamerika, bestimmt. Natürlich ging unser Weg aus der Nordsee in den Brittischen Kanal, und aus diesem immer westwärts quer durch das Atlantische Weltmeer. Leser, welche diesen bekannten Strich noch nicht durch die Einbildungskraft sich vergegenwärtigen können, belieben vorher die erste beste Karte von Europa und Amerika anzusehn.

Da diese Seereise sich von andern durch nichts Außerordentliches auszeichnete, so will ich meine Leser und mich mit einer unnützen Beschreibung derselben nicht aufhalten. Wir sahen, erlebten, litten und genossen ungefähr eben Das, was hunderttausend andere Reisende schon vor uns gesehn, erlebt, gelitten und genossen hatten, und was in hundert Reisegeschichten der Länge und der Breite nach schon längst beschrieben steht. Das ist Alles, was ich davon zu melden habe. Am 25sten August, also zwei Monate nach unserer Abreise, erschallte vom Mastkorbe herab, der Freudenruf: Land! und drei Tage darauf hatten wir die große Chesapeak-

*) Wahrscheinlich im Jahre 1796.

Der Herausgeber.

bucht durchschnitten, und lagen in dem Hafen von Baltimore wohlbehalten vor Anker.

Viele Deutsche, deren es hier, wie in ganz Nordamerika, eine gar große Menge gibt, kamen an Bord, um uns zu bewillkommen, um uns Erfrischungen und ihre guten Dienste anzubieten, zugleich aber auch, um ihrer Neugierde durch tausend Fragen nach Neuigkeiten aus dem lieben Vaterlande Luft zu machen. Wir befriedigten diese, so gut wir konnten, und gingen ans Land.

Baltimore ist eine blühende Stadt von ungefähr 3000 Häusern. Sie liegt an dem schönen Strome Susquehannah, und zählt jetzt 20,000 Einwohner *). Den Namen hat sie von dem Lord Baltimore erhalten, dem König Karl I. im Jahre 1634 die ganze Landschaft zwischen Pensilvanien und der Bai Delaware nördlich, dem Atlantischen Meere östlich, Virginien südlich und dem Apalachischen Gebirge westlich, zum Anbau schenkte. Der Königinn Henriette Marie zu Ehren, gab der Lord diesem ihm geschenkten Lande den Namen Maryland. Die große Chesapeak-bai (man spricht: Tschisäpik-Bä), worein der genannte Strom sich ergießt, theilt das Land in zwei Hälften. Diese Bai oder Bucht ist eine der größten auf der Erde; denn ihr Flächeninhalt wird auf 125 Deutsche Meilen geschätzt. Baltimore ist noch immer im Wachsen, weil der lebhafte Handel, welcher von hier aus getrieben wird, Jedem, der sich damit befassen will, eine erwünschte Gelegenheit zum Erwerbe

*) S. Ebeling's Erdbeschreibung von Amerika. —
Nach Guthsmuth's Abriß der Erdbeschreib., 3te Ausgabe, 1829, ist die Häuserzahl seitdem auf 9000, und die der Einwohner auf 62,000 gestiegen.

Anmerk. zur neuen Aufl.

darbietet. Ich meines Theils befand mich nicht in diesem Falle. Ich war nach dem Lande der Freiheit und des gelben Fiebers — denn ach! auch hier, wie überall, stehn ja Licht und Schatten, Gutes und Böses, in verhängnißvoller, unzertrennlicher Verbindung! — nicht gekommen, um meinen Beutel anzufüllen; ich war gekommen, um Schätze besserer Art für Geist und Herz zu sammeln. Ich wollte die Früchte der noch jungen Amerikanischen Freiheit, so weit sie jetzt schon sichtbar wären, beobachten; ich wollte Züge echter Menschlichkeit und jeder schönen Tugend erspähen, ich wünschte besonders das Thun, das Treiben und den Zustand jener entschlossenen Menschen zu beobachten, welche, fern von angebauten Landschaften, fern von Städten und Dörfern, sich in solchen Gegenden ansiedeln, die bis dahin nur den wilden Thieren zum Aufenthalte gedient hatten. Deßwegen war meines Bleibens zu Baltimore nicht lange, und deßwegen wandte ich mich nun auch, indem ich weiter reisen wollte, nicht sowol gegen die bisherige Hauptstadt *) der Nordamerikanischen Feistaaten, Philadelphia, als vielmehr gegen die Landschaft Neu-Jersey, deren mittlere Gegenden, ihrer ausnehmenden Fruchtbarkeit und ihres schönen Anbaues wegen, der Garten von Nordamerika genannt zu werden pflegen.

In Maryland fand ich beim Durchreisen die Felder häufig mit Tabak bepflanzt, welcher Eins der Haupterzeugnisse dieses Landes, so wie des benachbarten Virginiens, ist. Allein ich hörte, daß in neuern Zeiten der Anbau dieser Pflanze hier sehr vermindert worden

*) Jetzt ist es bekanntlich die neuerbaute Stadt Washington.

ist, weil man jetzt angefangen hat, sich mehr auf den Getreidebau, besonders auf den Anbau des Weizens und des Mais zu legen. Nur Schade, daß man den Ackerbau hier noch lange nicht so fleißig und so geschickt betreibt, als bei uns und in manchen andern Europäischen Ländern. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens muß hier das Beste thun. Man begnügt sich, die Erde mit einem sehr unvollkommenen Pfluge ohne Räder ein wenig aufzureißen, und dann den Weizen hineinzusäen. Dis setzt man, und zwar unverständiger Weise meistentheils mit einer und ebenderselben Getreideart, so lange fort, bis der Boden gänzlich ausgesogen ist. Dann läßt man ihn eine Zeit lang brach liegen. Dis ist Alles, was man für nöthig hält, um ihn wieder fruchtbar zu machen. Den Dünger, wenn man welchen hat, spart man für die Tabaksfelder und für die Wiesen. Und doch wird in diesem Lande so viel Weizen gewonnen, daß man es den Kornboden der vereinigten Nordamerikanischen Staaten zu nennen pflegt!

Um aus Maryland nach Neu-Jersey zu kommen, mußte ich den zwischen beiden liegenden kleinen Staat Delaware (sprich: Della-hwär) durchschneiden, und mich dann über den mächtigen Strom gleiches Namens setzen lassen. Dieser, welcher die Grenze zwischen beiden Staaten macht, ist so ansehnlich, daß Kriegsschiffe von 74 Kanonen auf ihm bis nach Philadelphia hinaufsegeln können, wo seine Breite noch eine Englische Meile beträgt. Er ergießt sich in eine große Meerbucht, welche die Delawarebai heißt.

Bei meinem Eintritte in das Gebiet von Neu-Jersey fiel mir eine Bemerkung auf, die mehr als Ein Reisender auch schon in England gemacht zu haben ver-

sichert hat, die: daß das Grün der Kräuter und Bäume hier, wenn ich so sagen darf, grüner als anderswo zu sein scheint. Ich weiß nicht, war es Täuschung, oder ist es wirklich so, aber mir kam es in der That so vor, als wenn die grüne Farbe der Pflanzen und Gewächse sich hier durch eine Frische, eine Lebhaftigkeit und einen Schimmer unterscheide, die mir in gleichem Grade noch niemahls vorgekommen waren. Und doch befanden wir uns jetzt schon im Spätjahre, wo in andern Ländern das lebhaftere Frühlingsgrün, welches mir hier noch überall entgegenlachte, schon längst verschossen, vergelbet oder verdunkelt zu sein pflegt. Man hat den Grund dieser Bemerkung den Eisentheilchen zugeschrieben, womit der Boden geschwängert ist. In wiefern dieses gegründet oder ungegründet sein mag, muß ich Andern zu beurtheilen überlassen.

Mein Weg lief gerade durch den schönsten, fruchtbarsten und angebautesten Theil dieses Landes, welcher der mittelste ist, und es gewährte mir nicht wenig Vergnügen, den reichen Segen der Felder und den üppigen Wuchs der Pflanzen und der Bäume anzustaunen. Unter den letzten zeichnet sich besonders die sogenannte weiße Zipresse, sonst auch wol die weiße Zeder genannt, aus, welche bei einer Dicke von drei bis vier Fuß im Durchmesser, zu der erstaunlichen Höhe von 100 bis 120 Fuß aufwächst, und ein vortreffliches Nutzholz, sowol zum Schiffbau, als auch zu andern Zimmerwerken, vornehmlich aber zu Brettern, Stäben und Schindeln, liefert. Dieser Baum wächst, wie unsere Erle, am liebsten in sumpfigen Niederungen, deren es hier viele gibt, und welche daher auch Zipressensümpfe genannt werden. Außerdem sieht man hier auch eine Menge anderer Baumarten, z. B. die Pech-

kiefer, den schwarzen Lerchenbaum, die rothe Zeder, die weiße, schwarze und rothe Eiche, die schwarze Virginische Pappel, den Masholderbaum, die Scharlacheiche, die Traubenkirsche, den Hülsendorn oder Akazienbaum und andere. Junge Baumliebhaber werden wohl thun, sich diese und andere Nordamerikanische Bäume zeigen zu lassen, wenn sie Gelegenheit haben, irgend eine von den in Deutschland jetzt nicht mehr seltenen Englischen Anlagen zu besuchen, die mit dergleichen fremden Bäumen zu prangen pflegen.

Nicht ohne ein Gemisch von Unwillen und Bedauern bemerkt man hier, wie durch ganz Nordamerika, die unvernünftige Holzverschwendung, deren die Pflanzer (so werden die Ackerbau treibenden Landleute hier durchgängig genannt) sich noch so häufig schuldig machen, ungeachtet in manchen Gegenden schon über Holzmangel geklagt wird. Haben sie ihre Aecker durch unkluge Bewirthung ausgesogen, und sehen sie sich deßwegen genöthiget, sie eine Zeit lang brach liegen zu lassen, so schreiten Diejenigen, welche noch Waldungen in der Nähe haben, zu einer neuen Holzverwüstung, um sich anderweitigen Ackerboden zu verschaffen. Sie zünden nämlich die Waldungen an, und lassen die Bäume zu Asche verbrennen. Auf diese Weise gewinnen sie nicht nur neues Ackerland, sondern befruchten es zugleich durch die nach dem Brande übrig gebliebene Asche für viele Jahre; Beides ohne Anstrengung und Mühe, wovon die hiesigen Pflanzer überhaupt eben keine sonderliche Freunde sind. Die schöne Waldung aber ist dann für immer dahin!

Ich hatte von einem merkwürdigen Wasserfalle gehört, den einer der größern Ströme dieses Landes, der Passaick genannt, bildet, und ich war begierig, ihn in

Augenschein zu nehmen. Mein Weg dahin lief größtentheils durch herrliche Kornfluren, die mit Saaten prangten, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Der Mais z. B., der bei uns nur eine Höhe von etwa vier Fuß zu erreichen pflegt, ist hier nicht weniger als acht Fuß hoch, und die verhältnißmäßigen starken Halme desselben erliegen beinahe unter der Last ihrer schweren Samenkolben. So auch alle übrige Feld-, Garten- und Waldgewächse. Selbst die kleineren, z. B. die Erd-, Heidel-, Johannis- und Brombeeren, sind hier größer und edler, als wir sie in Deutschland kennen. Unter andern, in Nordamerika einheimischen Gewächsen zog besonders auch die sogenannte Fuchsrebe, welche wild wächst, meine Aufmerksamkeit auf sich. Es gibt hier eine doppelte Art davon, eine größere und eine kleinere. Diese letzte ist die beste. Sie liefert kleine schwarze Trauben, welche sowol frisch genießbar sind, als auch gedörrt eine Art von Korinthen geben. Auch hat man trinkbaren Wein daraus zu keltern angefangen. Beide Arten schlängeln sich, wie Ephen, an den Waldbäumen hinauf, laufen mit ihren Ranken von einem Baume zum andern über, und gewähren dadurch einen schönen Anblick. Ihre Blüte verbreitet einen sehr angenehmen Duft; die reifen Trauben hingegen geben einen minder lieblichen Geruch, welcher dem eines Fuchses ähnelt. Daher die Benennung dieser Rebenart.

Ich war nunmehr bei dem erwähnten Wasserfalle angekommen, und hatte alle Ursache, mir zu dem Einfalle, hieher zu reisen, Glück zu wünschen. Das Naturgemählde, vor dem ich jetzt stand, gehört zu den schauerlichsten und erhabensten, welche man sehen kann. Ich möchte sogar, wenn ich nicht besorgen dürfte, der Empfindelei beschuldigt zu werden, bekennen, daß ich

diesen Wassersturz nicht ohne ein gewisses Gefühl betrachten konnte, welches an dunkel-empfundene Wehmuth grenzte. Er gleicht nämlich dem plötzlich und unerwarteten Falle eines Mannes, dessen Leben zuvor still und ruhig dahinfloß, und welcher nun auf einmahl, ohne alle Verschuldung, und ohne durch irgend Etwas auf einen nahen Glückswechsel vorbereitet zu sein, vom Verhängniß ergriffen, sich in einen Abgrund von Elend hinabgestürzt sieht. Allein der von diesem fürchterlichen Sturze sich gar bald wieder erholende und seinen vorigen ruhigen Lauf von neuen beginnende Strom erinnert denn auch auf der andern Seite an den Rechtschaffenen und Weisen, der, wenn ein unverschuldeter Unfall ihn trifft, zwar wol erschüttert, aber doch nicht lange dadurch gehindert werden kann, zu seiner vorigen Fassung und gewohnten Gemüthsruhe zurückzukehren, und dann größer und edler, als vorher, auf seinem Wege fortzuschreiten. Ich will mich erklären.

Der Passaick gleitet oberhalb der Stelle, wo er sich hinabstürzen soll, in einem Bette, das ungefähr 40 Yard*) weit sein mag, zwischen Felsenbergen, die mit Kiefern bewachsen sind, ungemein ruhig und langsam daher, bis sich auf einmahl ihm ein mächtiger Felsenklump entgegenstellt, der seinen Strom gänzlich hemmen würde, wenn er nicht von oben herab bis weit in die Tiefe durch einen 25 bis 30 Fuß breiten Spalt zerrissen wäre. Durch diesen Spalt nun stürzt sich der zusammengedrängte Strom siebenzig Fuß tief in einen mit schroffen Felsen umgebenen bodenlosen Schlund laut-

*) Yard ist ein Englisches Längenmaß, welches 2 Fuß $9^3/_4$ Zoll oder $1^1/_3$ Brabanter Elle enthält. Vierzig Yard sind also ungefähr 100 Fuß.

donnernd hinab. Allein zur Bewunderung des Zuschauers sieht man ihn hier nicht aufbrausen und aufschäumen, wie etwa den erzürnten Rhein bei Schaffhausen, sondern sich gleichsam augenblicklich wieder fassen, und, als wäre gar nichts mit ihm vorgegangen, still und ruhig aus dem Felsenbehälter hinausgleiten, und dann breiter und ansehnlicher, als er vor dem Falle war, davonfließen. Hatte ich nun nicht Recht, bei ihm und seinem Sturze an den plötzlichen und unverschuldeten Fall eines rechtschaffenen Mannes zu denken, der dadurch eben so wenig aus seiner ruhigen Fassung gebracht werden kann?

Die Schönheit und Erhabenheit der mich jetzt umgebenden Natur luden zu weitern Streifereien in die Gebirgsgegenden dieses Landes ein; allein man raunte mir so allerlei von Panthern oder Nordamerikanischen Tigern, Wölfen, Luchsen, Bären, rothen und grauen Füchsen in die Ohren, welches mich nachdenkend machte. Wäre ich ein Jäger gewesen, so würde ich gewußt haben, daß von den letztgenannten, sie mögen roth oder grau sein, ganz und gar nichts zu besorgen sei, und hätte ich schon damahls mich ein wenig genauer erkundiget, so würde ich gehört haben, daß die übrigen jetzt genannten wilden Thierarten schon so weit vertilgt, wenigstens schon so scheu gemacht worden sind, daß ein mit Feuergewehr und etwas Herz versehener Wanderer auch von ihnen jetzt nicht mehr viel zu befahren habe. So aber ließ ich mich durch die übertriebenen Nachrichten, die ich hier erhielt, von weitern Fortschritten in die Gebirgsgegenden abschrecken, und wandte mich nunmehr gegen Philadelphia.

2.

Kurze Beschreibung von Philadelphia. Geschichte der Quäker. Reise nach dem See Oneida. Vorläufige Bekanntschaft mit zwei merkwürdigen Personen.

Phliadelphia, die größte und schönste Stadt in Nordamerika, liegt an den Ufern und beim Zusammenflusse der beiden Ströme Delaware und Shuylkill, welcher letztere, der Aussprache nach, Skulkill lautet. Sie besteht jetzt schon aus 10,000 Häusern und 70,000 Einwohnern*), und ist noch immer im Wachsen, ungeachtet das sogenannte gelbe Fieber, diese Pest der neuen Welt, unter den Bewohnern derselben einige Mahle stark aufgeräumt hat. Sie ist zugleich eine der regelmäßigsten Städte in der Welt, denn die allermeisten Straßen sind schnurgerade, und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Einige derselben dehnen sich beinahe eine halbe Deutsche Meile weit aus; die allermeisten sind wenigstens 50 Fuß, einige sogar 100 Fuß und darüber, breit. Auch ist die Luft, trotz den schnellen Uebergängen von starker Hitze zu empfindlicher Kälte, hier, im Ganzen genommen, nichts weniger als ungesund; denn man rechnet, daß von vierzig bis funfzig Lebenden hier jährlich nur Einer stirbt, welches von keiner unserer großen und volkreichen Städte in Europa gerühmt werden kann. Die Zahl der Gebornen übertrifft die Zahl der Gestorbenen in Durchschnitt jährlich um mehr als die Hälfte. Da nun auch immer mehr und mehr Fremde sich hier ansiedeln, so muß die Zahl der Bewohner dieser Stadt sich fast alle Jahr bei Tausenden vermehren. Auch ist dis bisher noch immer der Fall gewesen; denn zwischen den Jahren 1750 und 1760 betrug die Be-

*) 1829: 16,000 Häuser und 108,000 Einwohner.
Anmerk. zur neuen Aufl.

völkerung dieser Stadt nur ungefähr 12,000, und muß also, da sie jetzt 70,000 ist, jährlich um mehr als tausend gewachsen sein.

Die Bewohner dieses Orts bestehen theils aus Deutschen, theils aus Engländern, Irländern, Schotten, Franzosen, Holländern und Schweden, oder solchen, die von dergleichen abstammen. Die Klasse der ersten soll die zahlreichste sein. Man schätzt sie gewöhnlich, vermuthlich etwas übertrieben, auf die Hälfte der ganzen Volksmasse. Von den ursprünglichen Engländern sind ein großer Theil sogenannte Quäker. Ich darf annehmen, daß jeder meiner jungen Leser den Namen dieser merkwürdigen Glaubenszünftler hier nicht zum ersten Mahle hört. Indessen wird eine kurze Geschichte von der Entstehung, der Verfassung und den Schicksalen dieser Gesellschaft hier doch nicht am unrechten Orte stehen.

Ihr Stifter war Georg Fox, ein Englischer Schuster. Dieser eben so unwissende, als schwärmerische Mensch — Beides pflegt ja gemeiniglich mit einander verbunden zu sein — setzte sich, ungefähr gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in den Kopf, daß er einer übernatürlichen göttlichen Erleuchtung gewürdiget werde, und daß er von Gott berufen sei, das Kristenthum von den damit verbundenen menschlichen Zusätzen und Irrthümern zu reinigen. Diesem zu Folge fing er an, erst unter seinen Handwerksgenossen und unter Leuten ähnlicher Klassen, sich einen Anhang zu machen, und als ihm dieses gelungen war, trat er öffentlich mit unerschrockner Dreistigkeit als ein göttlicher Gesandter oder Apostel auf. Er lief, wie ein Besessener, in die Kirchen, überschrie die predigenden Geistlichen, und zwang sie durch seinen Unfug, die Kanzel zu verlassen, weil er, wie er sagte, von Gott gesandt sei,

die Menschen von allen den unnützen und schädlichen Kirchengebräuchen, wozu auch das Predigen gehöre, zu erlösen, und sie wieder dahin zu bringen, daß sie des inneren Lichts, d. i. der unmittelbaren göttlichen Offenbarungen, als worauf allein Alles ankomme, theilhaftig würden. Diesem gemäß nannte er sich und seine Anhänger Kinder oder Bekenner des Lichts.

Natürlich mußte ein so seltsames Betragen die Aufmerksamkeit der Obrigkeit auf sich ziehen. Der schwärmerische Schuster wurde vorgeladen, und da man ihm auf den Fall, daß er fortfahren werde, dergleichen Unfug zu treiben, mit dem Zuchthause drohte, donnerte er die Richter mit den Worten an: zittert bei dem Worte des Herrn! Als hierauf einer der Richter davon Anlaß nahm, ihn einen Zitterer (Englisch, Quaker) zu nennen, so wurde dieser Ausdruck von den Zuschauern aufgefaßt, und zu einem Spottnamen für die neue Glaubenszunft gemacht. Andere leiten diese Benennung von der zitternden Bewegung her, womit diese Schwärmer, in dem Glauben, daß der Geist Gottes über sie gekommen sei, oft zu reden pflegten. Dem sei, wie ihm wolle, die Benennung Quäker ist ihnen geblieben, obgleich sie selbst sich jetzt den Namen der Freunde (nämlich des Herrn Jesus) beigelegt haben.

Nach und nach fing man in England thörichter Weise an, die neue Lehre des Schusters mit Gewalt unterdrücken zu wollen. Dadurch gewannen ihre Bekenner und sie, wie gewöhnlich, ein Ansehn von Wichtigkeit, welches sie sonst nie erlangt haben würden. Die Verfolgten flößten, als Märterer, Theilnahme ein, und Viele, selbst angesehene Leute, traten nunmehr einer Gesellschaft bei, in welcher man die Ehrenkrone des Marterthums erwerben und sich als ein außerordentliches

Wesen von Andern auszeichnen konnte. Diesen Erfolg haben von jeher alle Verfolgungen gehabt.

Das Unterscheidende, sowol in dem Bekenntnisse, als auch in dem äußern Verhalten dieser Leute, bestand und besteht noch heutiges Tages vornehmlich in folgenden Punkten: 1) sie befleißigen sich der größten Schlichtheit und Einfachheit in Kleidung, Lebensart und Sitten; leben still und eingezogen; nennen alle Menschen, auch Diejenigen, welche nicht zu ihrer Gesellschaft gehören, Du; entblößen nie, weder im gesellschaftlichen Umgange, noch bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen, das Haupt, und geben nie eine andere Versicherung, als die durch Ja! und Nein! 2) Sie haben Alle, bei andern kristlichen Gesellschaften eingeführte äußere Gebräuche entweder ganz abgeschafft, oder zu ihrer ursprünglichen Einfachheit zurückgeführt, wissen folglich auch nichts von Priestern oder Predigern unter sich, und bei ihren Versammlungen findet weder Gesang, noch Predigt, noch gemeinschaftliches Gebet, noch irgend ein Feiergebrauch Statt. Jeder setzt sich schweigend an seinen Ort, schlägt die Augen nieder, nimmt gar keine Bemerkung von den Uebrigen, und scheint tief in sich versenkt zu sein. Durch die ganze Versammlung herrscht eine vollkommene Todtenstille. Diese dauert oft Stunden lang, und wird nur dann unterbrochen, wenn irgend Jemand — Mann oder Weib, Junger oder Alter — eine Eingebung erhalten zu haben glaubt; da er sich denn aufrichtet, und das, was er gedacht oder empfunden hat, laut werden läßt; aber auch dis, ohne um sich her zu blicken, oder seine Rede an irgend Jemand insbesondere zu richten*).

---

*) Der Herausgeber dieses Werkchens wohnte vor einigen Jahren einer solchen Versammlung zu Pyrmont bei, wo

3) Der Geist Gottes wirket, ihrer Meinung nach, noch jetzt, und zwar durch unmittelbare Eingebungen, auf Jeden, der für seine Einwirkungen Empfänglichkeit hat. Auf die Frage: woran sie denn Das, was sie für Eingebung halten, von andern in ihrer Seele entstehenden Gedanken und Einfällen zu unterscheiden vermögen? berufen sie sich auf ihr Gefühl. Wir fühlen, sagen sie, daß das nicht von Uns, sondern vom Geiste kommt. Und dawider finden freilich keine Einwendungen durch Vernunftgründe Statt; denn wie kann man Einem Etwas streitig machen, was dieser in sich zu fühlen behauptet? Sie sind also sicher, daß Niemand sie widerlegen kann.

Am anstößigsten und gemeinschädlichsten fand man in England die Lehre dieser Leute von der Unzulässigkeit

---

sich eine Gesellschaft dieser Freunde seit kurzen niedergelassen hat. Er glaubte unter Leichen zu sitzen; so still und bewegungslos war Alles um ihn her. Diese Todtenstille mochte beinahe schon zwei Stunden lang gewährt haben, als endlich einer der Freunde, ein wackerer Messerschmied, dem der Geist — aber freilich irriger Weise — einen Wink gegeben haben mochte, daß der Fremde wol nicht abgeneigt wäre, ihrer Gesellschaft beizutreten, sich erhob, und ungefähr folgende kurze Rede hielt: „Es ist mir, als erblickte ich unter uns eine um ihr Heil bekümmerte Seele, welche sich dem Heilande nahen möchte, aber durch Schüchternheit daran verhindert wird. Dieser sage ich: sie möge Muth fassen und getrost herzutreten; denn der Herr hat gesagt: kommt her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Nachdem er dieses mit niedergeschlagenen Augen gesagt hatte, setzte er sich wieder nieder, und die vorige Stille herrschte noch einmahl in der Versammlung, bis die dazu bestimmte Zeit verflossen war, da denn Einer nach dem Andern still und geräuschlos, wie er gekommen war, wieder nach Hause ging.

der Eidschwüre. Man suchte sie, bald durch Ueberredung, bald durch Zwang, davon abzubringen; allein Zwang und Ueberredung waren umsonst. Sie beriefen sich auf den Befehl unsers Glaubensstifters: „Eure Rede sei ja! ja! nein! nein! Was darüber ist, das ist vom Uebel,“ und waren durch keine Gewalt zu bewegen, von der Befolgung dieses Gebotes abzulassen. Man muß ihnen indessen rühmlich nachsagen, daß sie, durch strenge Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit im Bejahen und Verneinen, es dahin zu bringen strebten, daß ihr bloßes Ja! und Nein! überall, selbst vor Gericht, so viel als ein Eidschwur gölte. Wirklich erreichten sie auch endlich hierin ihren Zweck, und man trauet jetzt überall ihrer schlichten Versicherung, wie den Eiden anderer Menschen.

Während der Verfolgung, die sie in England auszustehen hatten, und unter welchen die Zahl ihrer Glaubensgenossen sich mit jedem Tage vermehrte, wandte sich ein Theil von ihnen nach Neuengland in Nordamerika, in der Hoffnung, daß sie hier mehr Duldung, als in Europa, finden würden. Allein diese Hoffnung schlug fehl. In Neuengland suchte man anfangs durch Verweisung, dann durch Staupenschlag und andere Körperzüchtigungen, endlich sogar durch die Todesstrafe sie von sich abzuhalten. Allein umsonst! Die Verwiesenen kehrten zurück, um sich stäupen zu lassen; die Gestäupten, um ihren Hals dem Beile oder dem Stricke darzubieten. Keine Gefahr schreckte sie zurück; keine Strafe vermochte ihre unerschütterliche Festigkeit wankend zu machen. Man erzählte sogar, daß eine alte Frau, welche schon gehangen hatte, dann aber begnadiget, abgeschnitten und des Landes verwiesen war, wieder zurückkehrte, um sich noch einmahl hängen zu lassen!

Endlich nahm in England, unter Karl II., das Schicksal dieser Glaubenshelden eine günstigere Wendung, nachdem einige Personen von Ansehn und Wichtigkeit ihrer Gesellschaft beigetreten waren. Diesen gelang es, das gute gedeihliche Korn, welches unter der Spreu jener wilden Schwärmereien verborgen lag, zu sichten, indem sie aus allen Kräften dahin arbeiteten, die höchste Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit zum ersten und wesentlichsten Unterscheidungszeichen eines Quäkers zu erheben. Unter ihnen befanden sich William Penn, der Sohn eines verdienten Admirals gleiches Namens, und Robert Barclay, ein Gelehrter, welcher mit geschickter Hand die Feder zu ihrer Vertheidigung führte, und in die dunkeln und verwirrten Lehrsätze des unwissenden Schusters, durch eine bessere Auseinandersetzung, Licht und Ordnung brachte. Diese Männer erzwangen durch ihre Rechtschaffenheit, für sich und ihre Glaubensgenossen, die öffentliche Achtung, die ihnen bis dahin versagt geblieben war. Der König schenkte dem erstgenannten einen Strich Landes am Delawarestrome in Amerika, und erlaubte ihm, daselbst einen eigenen Staat zu gründen; nur unter der Bedingung, daß die Gesetze, die er dafür entwerfen würde, den Englischen nicht zuwider sein sollten. Penn reisete mit einigen seiner Glaubensbrüder dahin ab, kaufte zu der ihm geschenkten Landschaft von einem benachbarten Stamme Nordamerikanischer Wilden noch einen Strich Landes hinzu, benannte den neuen Staat nach seinem eigenen Namen, Pensilvanien, d. i. Penn's Waldland, und die Stadt, die er zu erbauen anfing, Philadelphia, d. i. die Brüderstadt. Dis geschah im Jahr 1682. Fleiß, Ordnung, Mäßigkeit, Rechtschaffenheit und reine Sitten wurden zur Grundlage

dieses neuen Staats gemacht. Menschen aus allen Welttheilen, auch solche, welche die Lehrsätze der Quäker nicht annehmen konnten, strömten herbei, um an den Segnungen einer auf Gerechtigkeit und Redlichkeit gegründeten Verfassung Theil zu nehmen, und so geschah es, daß die Handvoll armer Quäker, welche Penn hieherführte, zu einem der blühendsten Staaten in Nordamerika anwuchs, in welchem jetzt schon über 700,000 *) größtentheils zufriedene, durch Fleiß und Mäßigkeit beglückte Menschen gezählt werden. So viel vermag zu allen Zeiten und in allen Ländern der heilige Ruf der Rechtschaffenheit!

Freilich hat die Hauptstadt Philadelphia, beim Anschwellen ihrer Bevölkerung, das Schicksal aller großen und volkreichen Städte erfahren, das der einreißenden Ueppigkeit, und der dabei unvermeidlichen Ausartung der Sitten. Aber noch hat sie, Dank sei ihrem guten Verhängnisse! das Glück, daß sie mit reichen Müßiggängern, Rentner genannt, welche nicht zum Erwerben, sondern nur zum Verzehren und Schwelgen Beruf zu haben glauben, bis jetzt verschont geblieben ist; und noch hat sie, Dank sei den braven Quäkern! den Vorzug vor andern großen Städten, wenigstens Eine, und zwar ziemlich zahlreiche Klasse von Einwohnern zu besitzen, welche der ursprünglichen Einfachheit und Reinheit ihrer Sitten treu geblieben sind. Dis sind die guten Quäker selbst, welche mitten in der großen, volkreichen und üppigen Stadt eben sowol, als auf dem Lande, noch immer in erzväterlicher Einfalt des Herzens und der Sitten zu leben rühmlichst fortfahren **).

*) 1829 über 1 Million.

**) Mehr von den Quäkern sowol, als auch von der Stadt Philadelphia, zu sagen, muß ich mich enthalten, um nicht

Da ich gegen einige meiner hiesigen Bekannten den Wunsch äußerte, das Leben und Wirken der ersten Anbauer einer bis dahin wilden Gegend zu beobachten, so rieth man mir, eine Reise nach dem See Oneida zu machen, wo ich gute Gelegenheit, meine Neugierde zu befriedigen, finden würde. Daselbst habe sich nämlich vor kurzem erst ein Deutscher Kaufmann, Namens Scriba, angesiedelt, und ein ehemahliger Holländischer Prediger, Vandek, sein Freund, sei ihm dahin gefolgt. Beide hätten, außer ihren eigenen Familien, auch eine Anzahl Pflanzer oder Anbauer dahin mitgenommen, und sich gegen den Kongreß oder Staatenverein von Amerika verpflichtet, binnen zehn Jahren eine Stadt zu gründen, von der man sich, in kaufmännischer Hinsicht, die größten Folgen versprechen könne. Der See Oneida hänge nämlich auf der Westseite mit dem großen See Ontario durch den Fluß Onondaga, und auf der Ostseite mit dem Flusse Wood-Creek (man spricht Wudkrihk) zusammen. Diesen letzten wolle der Kongreß durch einen Kunststrom oder Kanal mit dem Mohawkflusse (man spricht Mohak) verbinden lassen, welcher bekanntlich in den Hudsonsstrom fließe, und mit diesem dem Weltmeere zuströme. Dann werde man nicht bloß vom Ontariosee aus, sondern auch, da dieser mit dem St. Laurenzstrome zusammenhange, aus dem innern Kanada nach Neuyork eine ununterbrochene Schifffahrt haben, und Handel treiben können.

---

meine jungen Leser durch Wiederholung solcher Nachrichten zu ermüden, die ihnen aus dem 3ten und 4ten Theile der Trappischen Fortsetzung meiner ersten Reisesammlung schon bekannt sein werden.

D. Herausgeber.

Ich bitte die jungen Leser, ehe sie weiterlesen, erst eine Karte von Nordamerika anzusehen, um die genannten Seen und Flüsse aufzusuchen. Der Ontariosee wird ihnen, in einer Entfernung von ungefähr 60 Deutschen Meilen nördlich von Philadelphia, zuerst in die Augen fallen. Ihm zur Seite, ungefähr 7 — 8 Meilen gegen Osten, werden sie den kleinern See Oneida erblicken, und wenn sie von diesem ab noch weiter rechts oder ostwärts suchen, so werden sie auch den Mohawkfluß verzeichnet finden, der sie dann schon von selbst nach dem Hudsonsstrome führen wird.

Meine Neubegierde war hiedurch angeregt, meine Einbildungskraft gespannt, und ich entschloß mich auf der Stelle, dem mir gegebenen Rathe zu folgen. Das erste Entstehen eines Pflanzortes in einer Gegend, wo vorher noch nie gebildete Menschen gelebt hatten, und die erste Gründung einer Stadt, welche vielleicht in funfzig Jahren schon ein großer und volkreicher Handelsplatz sein wird, schienen mir ein Gegenstand der Beobachtung zu sein, der es schon verdiene, daß man 80 Deutsche Meilen weit danach reise. Bis zu dieser Länge nämlich dehnt sich der Weg dahin durch seine Krümmungen aus. Ich ließ mir Empfehlungsschreiben an die Vorsteher der neuen Niederlassung geben, miethete eine Kutsche, nahm einen braven jungen Zimmermann, der auch neues Land suchte, mit, und reisete ab.

Ich will mich nicht dabei aufhalten, diese Reise umständlich zu beschreiben. Auftritte, hundertmahl anziehender, als Alles, was ich unterweges zu beobachten Gelegenheit hatte, reißen mich fort, und meine Leser werden es mir bald Dank wissen, daß ich ihnen die langweilig-schönen Beschreibungen aller der Naturgemählde, bei welchen ich vorbeifuhr — denn aufhalten wollte

ich mich nirgend — in Gnaden erlasse. Wir sind zur Stelle.

Es war gegen Abend, als ich bei dem schönen Ufer des Oneidasees wohlbehalten anlangte. Der neuentstandene Ort war noch weiter nichts, als eine Reihe einzeln dastehender kleiner Blockhäuser *). Meine Ankunft schien die Losung zu einem allgemeinen Feste zu sein. Die sämmtlichen Pflanzerfamilien, welche nach vollendeter Feldarbeit jetzt ausruhend vor ihren Hütten saßen, und nachbarlich mit einander plauderten, sprangen plötzlich von ihren Sitzen auf, liefen meiner vorbeifahrenden kleinen Kutsche nach, riefen mir und meinem Gefährten ein herzliches Willkommen! nach dem andern zu, und als wir endlich vor Scriba's Hütte stillhielten, entstand unter ihnen ein rührender Wettstreit über die Frage: wer von ihnen nun den Vorzug haben solle, die Fremdlinge bei sich aufzunehmen und zu bewirthen? Aehnliche Auftritte hatte ich schon in vielen andern Gegenden dieses gastfreundlichen Landes erlebt; aber sie blieben mir immer neu und rührend. Es war mir, als wäre ich in Homer's oder Abraham's Zeiten versetzt worden.

Ich fand, daß es der mitgebrachten Empfehlungsbriefe hier nicht bedurft hätte. Auch ohne sie würde eine liebreiche Aufnahme mir nicht entstanden sein. Herr Scriba wies mir und meinem Gefährten ein neues Blockhaus, welches eben erst fertig geworden war, zur Wohnung an, und führte uns hierauf, sobald wir Besitz

---

*) Wohnungen der Pflanzer in Nordamerika. Sie entstehen, indem man Balken auf Balken legt, und die Ritzen mit Moos verstopft. Mehr als ein paar kleine Räume oder Zimmer, wenn man will, schließen sie nicht ein.

davon genommen hatten, wieder in das seinige zurück, um daselbst mit ihm und seiner Familie zu speisen. Meine Bewirthung war ein Fest für ihn und die Seinigen.

Am folgenden Morgen machte ich mich früh auf, um in den übrigen zehn Familien, aus welchen die junge Pflanzstadt dermahlen noch bestand, nähere Bekanntschaft zu machen. Bald darauf gesellte sich Scriba zu mir, und führte mich umher, um mir die neuangelegten Felder und Gärten zu zeigen, welche noch vor kurzem Wald gewesen waren. Die noch dastehenden Stubben der verbrannten Bäume gaben dem Ganzen das Ansehen eines Kirchhofes. Wirklich war es ja auch einer; nur daß nicht Menschen, sondern Bäume hier begraben lagen.

Den ganzen übrigen Tag mußte ich in Scriba's Hause verleben. Am folgenden sollte ich Vandek's, des Holländers, Gast sein. Beim Hingehen nach seiner Wohnung wurde ich gebeten, so wenig als möglich von Europa, besonders von Frankreich, zu reden, weil ich zwei Menschen dort finden würde, deren Gefühle dadurch schmerzlich angegriffen werden könnten. Es war nicht Zeit mehr, mir nähere Erläuterungen darüber geben zu lassen, und ich betrat Vandek's Schwelle mit gespannter Erwartung.

Holländische Reinlichkeit und Ordnung herrschten in dieser Hütte. Den Herrn derselben, seine Frau und seine fünf Kinder hatte ich schon am Morgen kennen gelernt. Jetzt verfügten wir uns nach einem offenen Platze am Ufer des Sees, wo heute im Freien gegessen werden sollte. Wir fanden, als wir daselbst ankamen, Tisch und Bänke schon in Ordnung. Letztere, so wie der ganze geebnete Platz, den herrliche Bäume beschatteten, waren mit Moose bedeckt und mit schönen Waldblumen

bestreut. Gegen uns über zeigte sich im See eine mit Bäumen und Gebüsch wohlbewachsene Insel, auf welcher das Auge mit Wohlgefallen ruhete. Plötzlich sah ich von der Seite her, wo die Bäume dichter standen, einen stattlichen, großen und feinen jungen Mann mit einer schönen, ganz Europäisch und recht geschmackvoll gekleideten jungen Frau, die einen niedlichen, etwa dreijährigen Knaben an der Hand hatte, auf uns zukommen. Vandek las die Verwunderung und Neugier, die dieser Anblick bei mir erregte, auf meinem Gesichte, und sagte, indem er die Ankommenden mir vorstellte, lächelnd: Herr und Frau von Wattines aus Flandern; jetzt unsere Mitbürger am Oneidasee!

Es hätte keines Fingerzeigs bedurft, um mich die Französische Herkunft dieser Personen vermuthen zu lassen. Ihre Sprache, ihre Kleidung und ihr Benehmen, Alles zeugte davon. Die natürlichste Vermuthung, die sich nachher auch bestätigte, war, daß ich ein Paar jener unglücklichen Neufranken vor mir sähe, welche die Stürme der Französischen Staatsumwälzung aus ihrem Vaterlande geschleudert und bis hieher verschlagen hätten. Tiefe Spuren überstandenen schweren Kummers waren auf Beider edlen Gesichtern zu erkennen. Ich mußte, als ich ihnen genannt war, mich einen Augenblick entfernen, um meine Rührung zu verbergen.

Das Mahl war einfach, aber durch Gutmüthigkeit und Heiterkeit gewürzt. Wir tranken vortreffliches Bier, auch Jerseyer Cider dazu. Das Hauptgericht war ein Stück Bökelfleisch. Auf die Frage: wie ich dasselbe fände? hielt ich, statt einer wörtlichen Antwort, meinen Teller hin, und bat mir eine zweite Gabe davon aus. Die Gesellschaft sah sich an, und lächelte, und ich, der ich nicht wußte, wie ich das erklären sollte,

fragte nun von meiner Seite: ob ich vielleicht durch die Bitte um ein zweites Stück gegen die Sitten am See Oneida angestoßen hätte? Keinesweges! war die Antwort des Wirths. Im Gegentheil, setzte er hinzu, freuen wir uns, einen Europäer freiwillig und gern essen zu sehen, was wir selbst anfangs nur aus Noth versuchten. Aber in Ernst, wie finden Sie dieses Fleisch? Ich kostete nun noch einmahl, und zwar mit der bedächtigen Kennermiene eines kundigen Weinprüfers, und versicherte, daß ich nie so wohlschmeckendes Rindfleisch in Europa gegessen habe. Ich war in diesem Augenblicke überzeugt, daß es Büffelfleisch sei.

Man lachte, und Vandek sagte: Jetzt, da Ihr Geschmack darüber entschieden hat, wird auch der Name, hoffe ich, Ihnen nicht zuwider sein. Sie haben Bärenfleisch gegessen. Bei dieser Nachricht stutzte ich zwar einen Augenblick; aber ich überwand doch bald das kindische Vorurtheil, welches sich in mir regen wollte, und versicherte, daß es mich freue, ein menschliches und noch dazu so angenehmes Nahrungsmittel mehr kennen gelernt zu haben, und daß ich sie ersuche, mich während meines Aufenthalts bei ihnen mit der Bärenjagd bekannt zu machen.

Sehr gern, sagte Vandek; nur nicht mit derjenigen, auf welcher Hr. v. Wattines diesen Bären erlegte, von welchem Sie gegessen haben.

Und warum nicht? fragte ich, indem ich den genannten Herrn forschend anblickte. Dieser befriedigte meine Neugier durch folgende Erzählung.

Ich war in jene Gegend, indem er auf einen Wald an dem Ufer des Sees zeigte, auf die Jagd gegangen. Plötzlich sah ich einen Bären langsam zwischen den Bäumen hervortreten. Ich zielte auf ihn und schoß, traf

ihn auch, nur nicht tödtlich. Das verwundete Thier lief auf mich zu; ich aber flüchtete mich in einen am Ufer liegenden Kahn, und stieß ab. Allein der ergrimmte Bär sprang nun auch ins Wasser, und setzte mir schneller nach, als ich rudern konnte. Der Augenblick, da er den Kahn und mich erreichen mußte, war nahe; meine Lage sehr gefährlich. Aber ehe dieser entscheidende Augenblick da war, gab mir Gott einen eben so schnellen als glücklich:n Gedanken, der mich rettete. Ich ergriff das Seil, womit der Kahn angebunden gewesen war; schürzte, ich weiß nicht wie, in größter Geschwindigkeit eine Schleife, warf diese in dem Augenblicke, da das Unthier die Tatzen gegen mich erhob, ihm um den Hals, und erdrosselte es glücklich. Erst nach einigen Minuten, da ich meine Fassung wiedererhalten hatte, konnte ich aus dem Kahne springen, und meinen besiegten Feind schwimmend nach dem Ufer ziehen.

Der liebenswürdigen jungen Gattinn des Mannes quoll bei dieser Erzählung eine Thräne ins Auge. Die Uebrigen vereinigten sich mit mir in der Bewunderung des Muths und der Geistesgegenwart, womit diese That vollführt wurde. Sie erhielt uns, sagte Vandek, einen würdigen Freund, und — verband ihn mit uns für immer. Ich wußte nicht, was er eigentlich damit sagen wollte; bemerkte aber, daß Frau von Wattines sich sanft gegen unsere Wirthinn neigte, sie zärtlich küßte, dann ihren eigenen Knaben umarmte, die Thräne im Auge zerdrückte, und wieder lächelnd umherblickte. Ich ahnte irgend eine rührende Geschichte, wollte aber aus Bescheidenheit die Mittheilung derselben nicht durch Fragen erzwingen.

Nach geendigtem Mahle, und nachdem wir noch recht guten Kaffee getrunken hatten, begleiteten Frau Vandek und ich die Frau von Wattines nach Hause.

Vor demselben stand die über eine Holzform ausgespannte Haut des Bären, welche dem kleinen Karmil (so heißt der dreijährige Knabe) zum Reiten dient, gleichsam als ein Siegeszeichen, aufgestellt. Am Halse derselben hing das Seil, womit die Erdrosselung vollbracht war. Ich fand das Blockhaus des jungen Paars beträchtlich kleiner, als die der übrigen Pflanzer; dagegen unterschied es sich durch Etwas, welches den ehemahligen Stand und die Beschäftigungsart des Herrn von Wattines vermuthen ließ. Haus, Hof und Garten nämlich waren mit Gräben und Schanzpfählen, nach den Regeln der Europäischen Befestigungskunst, eingeschlossen. In der Folge erfuhr ich denn auch, daß der Erbauer und nunmehrige Besitzer dieser kleinen Feste Ingenieuroffizier in Französischen Diensten gewesen war. Da sein Häuschen das letzte in der Reihe, und das nächste gegen die Waldung zu war, so konnte ihm die Vorsicht, sich und die Seinigen gegen den Anfall wilder Thiere durch Befestigung zu schützen, allerdings nicht überflüssig scheinen. Das Innere des kleinen Hauses war, wie es einem Blockhause ziemt, höchst einfach und nur für die Nothdurft berechnet; aber was mich darin auf die angenehmste Weise überraschte, war eine Sammlung von nicht weniger als drei hundert der besten Französischen Werke, welchen auch eine Englische Monatsschrift beigefügt war.

Der edle Besitzer dieses Schatzes ergetzte sich an dem Ausdrucke des Staunens, der bei diesem Anblicke auf meinem Gesichte sich zeigen mochte. Er lächelte, und sagte: diese waren für meinen Geist in den Tagen des Kummers, was die Brust der Mutter für den hülflosen Säugling ist. — Je länger ich ihn und seine liebenswürdige Gattinn beobachtete, destomehr fühlte ich mich von dem edlen Wesen, welches aus Allem, was sie

sprachen und thaten, hervorleuchtete, angezogen, und desto begieriger wurde ich, etwas Näheres von ihren Schicksalen zu erfahren. Ich äußerte diese Empfindungen noch den nämlichen Abend gegen meinen Landsmann Scriba. Dieser aber fand noch nicht für gut, mir schon jetzt einen völligen Aufschluß darüber zu geben. Wenn Sie, sagte er, länger bei uns bleiben, so wird Ihre Neugierde über dieses wackere Paar vollkommen befriediget werden. Für jetzt begnügen Sie sich, die merkwürdige Verkettung des Schicksals zweier Familien zu bewundern. Wattines wurde durch die Anhänglichkeit an Fürstenherrschaft, und Vandek durch den Haß gegen dieselbe hieher geführt. Jener floh aus Europa, weil man seinen König vom Throne stürzte; dieser, weil man das Oberhaupt seines Vaterlandes, den Prinzen von Oranien, wieder in seine Vorrechte einsetzte. In Europa würden Beide, wären sie vom Schicksaie einander gegenübergestellt worden, sich die Hälse gebrochen haben; hier leben sie in brüderlicher Eintracht. Bei unserer Abgeschiedenheit von der Welt und ihren Händeln, schweigen hier, wie in dem Lande der Seligen, alle bösartigen Leidenschaften, und die sich vorher haßten, gehen nunmehr Hand in Hand, als Freunde und Brüder.

Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Hr. Vandek vorher Prediger in Holland gewesen war. Am Oneidasee war er an den Arbeitstagen Pflanzer, und arbeitete mit jedem Andern in die Wette; des Sonntags aber verwaltete er auch jetzt noch sein ehemahliges Amt, belehrte die Unwissenden, ermunterte die Trägen, und tröstete die Bekümmerten. Ich hatte am folgenden Tage Gelegenheit, einer seiner Amtsverrichtungen beizuwohnen. Der junge Zimmermann, den ich mitgebracht hatte, und der Allen sehr willkommen war, weil sie noch keinen die-

ses Handwerks unter sich hatten, sollte feierlich in die Gesellschaft aufgenommen werden. Es war Sonntag. Man versammelte sich. Vandek verrichtete erst ein einfaches, kurzes und andächtiges Gebet; dann hielt er eine kleine rührende Rede, worin er zuerst auf die wunderbaren Fügungen aufmerksam machte, wodurch Menschen so verschiedener Herkunft und so verschiedenen Standes in dieser entfernten Weltgegend zusammengekommen wären, um hier den allgemeinen menschlichen Beruf: bete und arbeite! auszuüben. Gewiß, sagte er, ist nicht Einer unter uns, der heute nicht mit mir der Vorsehung dankt, daß sie die Schritte eines uns noch fehlenden guten Zimmermanns hieher geleitet hat, durch dessen Hülfe wir nach und nach gesündere und bequemere Wohnungen werden bauen können. Eben so fest, fügte er hinzu, bin ich überzeugt, daß Jeder unter uns das Land, welches wir unserm neuen Mitbürger zumessen werden, segnen und ihm nach Vermögen behülflich sein wird, es anzubauen. Gott, der auf Eintracht und Dienstfertigkeit segnend herabsieht, wird auch diese Ausübung der heiligen Nächsten- und Menschenpflicht nicht unbelohnt lassen.

Nun zog die ganze Versammlung hin, wo dem Zimmermanne Raum zur Wohnung und Land zu Feld und Garten angewiesen werden sollten. Die jungen Leute trugen Stangen und Meßkette; kleinere Knaben und Mädchen Baumzweige und Tannenreisig herbei, womit sie die abgemessenen und ein wenig aufgeworfenen Grenzen des dem Zimmermanne zuzutheilenden Landeigenthums besteckten. Der Raum für Haus und Hof war schon Tags zuvor geebnet worden; rund umher hatte man Baumstämme gelegt, welche bei der heutigen Feierlichkeit zu Bänken dienen sollten. Hierher brachten die

Weiber das von ihnen bereitete Mittagsessen; und Alle, Jung und Alt, Herren und Knechte, Frauen und Mägde, setzten sich in bunter Reihe zum gemeinschaftlichen Mahle. Nach dem Essen zog ich meine Flöte hervor, ein paar Pflanzer holten ihre Geigen, die Gesellschaft bildete einen Reihen, und umhüpfte fröhlich den künftigen Wohnplatz des neuen Mitbürgers. Mit Sonnenuntergange war die Festlichkeit zu Ende, und Jeder ging vergnügt zu Hause.

Am folgenden Tage suchte Wattines mich auf, um mir ein Anliegen vorzutragen. Es war folgendes. Der dem Zimmermanne angewiesene Platz zum Hause lag neben dem seinigen. Nun besorgte er, daß dieser ihm die Aussicht nach der Insel verbauen möchte. Diese Aussicht, sagte er, macht aber einen wesentlichen Theil von meiner und meiner Gattinn Zufriedenheit aus, und wir können uns derselben, ohne uns für immer gekränkt zu fühlen, nicht beraubt sehen. Die Ursache unserer Anhänglichkeit an diese Insel werden Sie wol noch erfahren, ehe Sie wieder von uns reisen. Sie, der Sie uns den guten Mann zugeführt haben, werden wahrscheinlich ihn auch am leichtesten bewegen können, seinem Hause eine solche Lage zu geben, daß das unsrige uns dadurch nicht verleidet werde, und ich bin deßwegen gekommen, Sie darum zu ersuchen.

Ich übernahm den Auftrag mit Vergnügen, suchte mir sogleich den Zimmermann auf, und eröffnete ihm, was man von ihm wünsche. Freude funkelte aus den Augen des braven jungen Mannes. O, wie gern, sagte er, will ich Herrn von Wattines Verlangen erfüllen, weil mir das Hoffnung gibt, daß auch er mir einen Wunsch gewähren werde, den ich, seitdem ich von seinen Geschicklichkeiten gehört habe, mit mir herumtrage, und

nur noch nicht zu äußern wagte. Ich will mein Haus nicht nur ganz nach seinem Gefallen bauen, sondern wäre auch bereit, das mir angewiesene Eigenthum zu seinem Hofgute, mich selbst zu seinem Lehnsmanne zu machen, wenn er mir dafür — etwas Meß- und Baukunst lehren wollte. O, bitten Sie ihn darum, und versichern Sie ihm, daß er nicht viel Mühe mit mir haben solle, weil ich zu seinen Unterweisungen jedesmahl die allergrößte Aufmerksamkeit mitbringen würde!

Ich kehrte nun auf der Stelle zu Wattines zurück, um ihm den guten Erfolg meiner Sendung bekannt zu machen. Dieser war darüber hocherfreut, und als ich ihm den Wunsch des wißbegierigen jungen Mannes eröffnete, bezeigte er sogleich seine herzliche Bereitwilligkeit, ihm Alles zu lehren, was er von den genannten beiden Wissenschaften selbst wisse. Den Antrag hingegen, daß er den Zimmermann dafür zu seinem Lehnsträger machen möchte, verwarf er mit sichtbaren Gefühlen der Wehmuth und des Abscheus. Gott bewahre mich, rief er mit Wärme aus, daß ich das unselige Lehnsrecht, dem mein armes Vaterland jetzt seine Zerrüttung verdankt, auch hier einführen und dadurch veranlassen sollte, daß auch diese Erde, die ich jetzt anbauen helfe, einst mit Bruderblut gefärbt würde! Man sah es ihm an, daß die bloße Vorstellung davon ihn schaudern machte. Er eilte hierauf, dem Zimmermanne selbst die Versicherung zu bringen, daß er von Herzen bereit sei, ihm den gewünschten Unterricht zu geben. Beide waren nun so froh! und Jeder von ihnen glaubte des Andern großer Schuldner geworden zu sein.

Am folgenden Tage lud Vandek mich ein, eine kleine Lustfahrt nach der schon einige Mahl erwähnten Insel mit ihm zu machen, welche, dem neuen Pflanzorte ge-

genüber, aus der Spiegelfläche des schönen Sees hervorragt, und einem weiten Blumen- und Fruchtkorbe auf einer großen gedeckten Tafel gleicht. Als wir an dem freundlichen, buschreichen Gestade derselben gelandet waren, führte er mich, ohne mich auf irgend etwas Sonderbares vorzubereiten, einen gewundenen schmalen Gang hinauf. Auf einmahl stand, auf einem kleinen, etwas erhöhten, mit herrlichen Bäumen und Gebüsch umgebenen grünen Platze, eine von Akazien beschattete Hütte vor uns, die schon von außen ein artigeres Ansehen, als die auf dem festen Lande von den Pflanzern erbauten Wohnungen, hatte. Sie war nämlich, von dem Boden an, ungefähr zwei Fuß hoch, mit einer schräg aufwärtsgehenden Einfassung von Muscheln bekleidet, und auf beiden Seiten liefen wohlunterhaltene Rasenbänke zwischen niedlichen Blumenbeeten hin.

Was ist das? fragte ich, indem ich meinen Führer mit weitaufgerissenen Augen forschend anstaunte. Dieser lächelte, und sagte: auch ich sah diese Hütte und diesen Platz, als ich, bald nach unserer Ankunft in dieser Gegend, das erste Mahl meine Neugier, mich auf dieser Insel zu besehen, befriedigte, eben so unvorbereitet, folglich auch mit eben der Bewunderung an, wie Sie. Ich hatte, wie Sie, die Insel für unbewohnt gehalten; Sie können sich daher mein Erstaunen denken, als ich an der Seite eines Freundes durch das Gebüsch bis hieher gekommen war, und nun auf einmahl eine Wohnung und Gartenanlagen vor mir sah, welche die Hand gebildeter und geschmackvoller Europäer verriethen. Wir näherten uns, fuhr er fort, der Hütte, und pochten; allein da Niemand antwortete, so wollten wir nicht unbescheiden sein, und ließen die Thür uneröffnet. Wir setzten bloß die mitgebrachten Erfrischungen, Brot und

Bier, hier auf die Grasbank ab, und schlugen jenen Sandweg ein, den wir, wenns Ihnen gefällt, nun auch verfolgen wollen.

Dis geschah. Der Weg führte eine Strecke durchs Gebüsch; auf einmahl aber lag ein wohlbestelltes Feld, mit blühendem Flachse bedeckt, vor uns. Auf diesem Acker, sagte Vandek, erblickte ich einen wohlgewachsenen jungen Mann in voller Arbeit, und dort — nach einem wilden Rosengebüsche zeigend — saß seine holde junge Frau, mit zwei kleinen Kindern, die auf ihrem Schooße spielten. Diese erblickte uns zuerst, und schrie laut auf: Europäer! wobei sie ihre Kleinen, als wenn man sie ihr nehmen wollte, hastig mit den Armen umschloß. Der Mann sah auf, stutzte, blickte nach unsern Händen, und da er uns unbewaffnet sah, beruhigte er seine Frau durch einen Wink, und kam auf uns zu. Einige Worte, die Jene ihm zurief, benachrichtigten mich, daß ich Franzosen vor mir sähe. Ich redete ihn daher, und zwar mit sanfter Stimme, in seiner muthmaßlichen Landessprache an, indem ich sagte: wir wären Pflanzer, die in Begriff ständen, sich auf der Neuyorker Seite des Sees anzubauen, und welche nicht erwartet hätten, diese Insel bewohnt zu finden. Ich betrachtete dabei meinen Mann mit eben so viel Neugierde, als Theilnahme. Er hatte ein gestricktes Hemde und Beinkleider von gleicher Arbeit an, aber keine Strümpfe. Statt der Schuhe hatte er bloß ein Stück Leder unter die Fußsohlen gebunden. Eben so waren auch die Füße seiner Frau und seiner Kinder bekleidet. Aber mit einem Anstande, der das, was diese ärmliche Kleidung verkündigte, weit zurückließ, trat er näher und sagte: Seit beinahe vier Jahren, da wir hier wohnen und arbeiten, kam keine lebendige Seele auf diese Insel; wundern Sie sich daher

nicht, daß Ihr Anblick uns erschreckte. — Seit vier Jahren! rief ich voll Verwunderung aus, und wie ist es möglich, daß ich in Neuyork und Philadelphia keine Silbe davon hörte? Es würde mir leid sein, war seine, mit einer Art von Unmuth ausgesprochene Antwort, wenn in den prächtigen Städten die Rede von mir wäre.

Ich ersuchte ihn jetzt, erst seine Gattinn unsertwegen zu beruhigen, und ihr die Versicherung zu ertheilen, daß ich, weit entfernt, ihre Ruhe stören zu wollen, als ihr künftiger Nachbar und als Mitvorsteher des neuen Pflanzortes, mich glücklich schätzen würde, ihnen nachbarliche Dienste zu leisten. Er ging. Wir sahen, daß sie ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, und ihm dann, indem sie gen Himmel blickte, die Hand reichte. Er winkte uns, und wir gingen hin; aber die kummervollen Gesichtszüge der schönen jungen Frau und das dagegen abstechende vollblühende Ansehen ihrer Kleinen rührten mich so sehr, daß ich kein Wort reden konnte, und unvermögend war, meine Thränen zurückzuhalten. Sie bemerkte meine Rührung, und sagte mit einer Stimme, welche ihre eigene Bewegung verrieth: Sie haben gewiß auch eine Frau und Kinder!

Ja, war meine Antwort, eine gute brave Frau, und fünf liebe Kinder, die ich aus den Niederlanden an die Ufer des Oneidasees geführt habe.

Der Name: Niederlande traf Beide wie ein elektrischer Schlag. Sie fuhren dabei zusammen, sahen dann einander mit Blicken voll schmerzlicher Wehmuth an, und ergriffen Einer des Andern Hand. Der Mann faßte sich indessen schnell, und sagte mit anscheinender Ruhe: Aus den Niederlanden? Ich habe mich eine Zeit lang daselbst aufgehalten; ich kenne das schöne Land des Fleißes und der Ordnung. — Es war leicht zu

sehen, daß die scheinbare Gleichgültigkeit, womit er dis aussprach, nur eine gemachte war; ich stellte mich aber, als hätte ich nichts gemerkt, und um die mir unbekannten Gefühle, die ich unwillkürlich angeregt hatte, zu zerstreuen, blickte ich über die Aecker hin, und sagte: Sie müssen gute Leute mitgebracht haben; die sorgfältige Bestellung ihrer Aecker erinnert an die schönen und wohlangebauten Flandrischen Landschaften. Ein neuer Schlag, den ich dem edlen Paare unwissend versetzt hatte. Das Angesicht des Mannes wurde dabei mit hoher Röthe übergossen. Die schönen Augen der Frau waren von neuen schmerzhaft und liebevoll auf ihn geheftet. Es entstand eine kleine Pause; dann sagte er mit Fassung und Würde: Mich freut, daß Sie meine Aecker gut bearbeitet finden. Wir sind hier ohne Gehülfen. Diese Arme, auf die seinigen klopfend, graben den Acker um, und die Hand der Tugend (er zeigte auf seine Gattinn) streuet den Samen hinein.

Ich konnte, bei immer steigender Rührung, weiter nichts hervorbringen, als: Und der Allmächtige segnete Beides! — Ja, fiel hier die Frau ein, so wie er uns jetzt mit einem Nachbar segnet. — Und er sieht, fügte ich lebhaft und mit aufgehobenen Händen hinzu, daß ich Ihnen ein guter Nachbar sein will.

Ich brauche, fuhr Vandek fort, Ihnen nun wol nicht erst zu sagen, daß diese beiden Personen, die auch Ihnen, wie ich sehe, so viel gerechte Theilnahme einflößen, unsere guten Wattines waren. Sie werden das schon von selbst errathen haben. Um Ihnen aber nicht einen schönen Genuß zu verderben, der Ihnen noch bevorsteht, wenn diese trefflichen, nunmehr mit uns vereinigten Menschen, Ihnen ihre ganze Geschichte selbst erzählen werden, will ich Ihnen noch nichts, weder von den

Schicksalen, durch welche sie hieher geführt wurden, noch von der Art und Weise, wie sie es anfingen, sich vier Jahre lang auf dieser einsamen Insel ohne alle menschliche Mithülfe zu erhalten, bekannt machen.

O, rief ich aus, nun begreife ich, warum die Aussicht nach dieser Insel den guten Leuten so über Alles werth und theuer sein muß!

Vandek führte mich nun wieder nach der Hütte zurück, um mich auch das Innere derselben sehen zu lassen. Es war ein Blockhaus, aber kleiner, als die der Pflanzer am entgegengesetzten Ufer. Der innere Raum war durch eine Scheidewand in zwei Hälften getheilt. Die erste diente zu Vorplatz, Stube und Küche zugleich, denn am äußersten Ende war ein kleiner Herd angebracht; die andere war wieder durchgeschert, und gewährte ihnen so, auf der einen Seite ein kleines Schlafgemach, auf der andern ein Vorrathskämmerlein. Der gute Wattines hatte manches ihm fehlende Erfoderniß durch seine Erfindungskraft ersetzen müssen. So hatte er z. B. statt der Glasfenster, die ihm fehlten, ein Stückchen Leinewand benützt, um einiges Licht in seine Hütte zu leiten, und doch zugleich das Eindringen des Windes und des Regens zu verhindern. In Ermangelung eiserner Thürangel und Gehänge hatte er jede Thür mit zwei Stückchen Leder befestiget, woran sie ziemlich bequem auf- und zugemacht werden konnten. Für seinen größten Schatz, die Bücher und das von Philadelphia mitgebrachte Handwerkszeug, hatte er in dem Vorgemache einen Wandschrank verfertiget. Die oben erwähnte Einfassung des untern Theils der äußern Wände war von Thon. Sie hatte die Bestimmung, das Eindringen der Feuchtigkeit zu verhindern. Eine verschönernde Hand aber hatte diese schützende, schräg-

ablaufende Einfassung mit Muscheln belegt, um dem Häuschen dadurch auch von außen ein gefälligeres Ansehn zu geben. Dis war das Werk der lieben jungen Frau gewesen.

Vandek wollte, daß ich noch ein zweites Denkmahl ihrer Geschicklichkeit sehen sollte, und führte mich auf einem andern durchs Gebüsch sich windenden Wege nach einem entgegengesetzten Theile der Insel. Auch hier kamen wir bei Aeckern vorbei, welche vortrefflich angebauet waren, und die reichsten Saaten trugen. Zwischendurch war auch für das Vergnügen des Auges durch hin und wieder angebrachte Blumenbeete gesorgt. Neben diesen Aeckern war ein mit schlanken Pappeln besetzter Platz, zwischen welchen Wattines das schon oben beschriebene, eben so schöne als nützliche Gewächs der sogenannten Fuchstrauben angepflanzt hatte. Schon liefen die üppigen Ranken an den hohen Pappeln hinauf, breiteten sich dann von einem Baumstamme zum andern aus, und bildeten so ein mahlerisches Rebengewinde in der Luft. Ueberall zeigte sich, nicht bloß die Wirkung des Fleißes, welcher für die nothwendigen Bedürfnisse sorgt, sondern auch der Trieb zum Verschönern, dessen Befriedigung für gebildete Menschen ein eben so dringendes Bedürfniß ist. Bei jedem Schritte fand ich neue Ursachen, zu erstaunen, wie die Hände eines einzigen Mannes, der für Arbeiten dieser Art keineswegs erzogen zu sein schien, unter der Mithülfe einer zarten, zwanzigjährigen Gattinn, das Alles in einem Zeitraume von vier Jahren hatten hervorbringen können. Aber ich sollte noch mehr staunen.

Wir waren jetzt an das Ende des angebauten Landes gekommen. Hier folgt ein schönes Wäldchen, dessen Boden Wattines als Wiesengrund benützt hatte.

Aus diesem läuft ein enger Schlangenweg in mancherlei angenehmen Krümmungen durch ein Dickicht hin. Vandek führte mich diesen Weg, ohne mich seine eigentliche Absicht merken zu lassen. Ich glaubte in einem Englischen Garten zu sein. Auf einmahl öffnete sich ein schauerlicher Platz, ringsumher mit astreichen Eichen und Trauerbirken umgeben. Ich stutzte; aber wie soll ich mein Erstaunen schildern, als mir gleich beim zweiten Blicke auf diesem feierlichen Platze eins der rührendsten Denkmähler in die Augen fiel, welche die Hand der Liebe je errichtet haben mag. Es waren zwei große, aus weißem Thone überaus wohl geformte Aschenkrüge, welche hier aufgestellt waren. An dem Fußgestelle des einen las man folgende Aufschrift, mit schwarzen Buchstaben geschrieben:

Dem Andenken der Väter und Mütter von Karl und Emilie von Wattines geweiht.

Auf dem des andern die Worte:

Dem Oheim und den Brüdern.

Treten Sie näher, sagte Vandek mit Rührung. Dis ist die Arbeit zweier Jahre. Es ist das Werk Emiliens, der Gattinn unsers Freundes. Ohne vorher die Bildnerkunst geübt zu haben, kam sie durch Geduld und ausdauernden Fleiß endlich damit zu Stande, dieses schöne Denkmahl zu vollenden. Es ist dem Andenken an geliebte Verwandte gewidmet, wovon Einige unter Robespierre's Fallbeile bluteten. Mehr konnte der tiefgerührte Mann nicht hervorbringen. Ich selbst stand sprachlos, und trocknete mir die Augen. Nie habe ich süßere Thränen geweint.

Mein Herz drägte mich nun, dem trefflichen Wattines und seiner herrlichen Gattinn in die Arme zu

fallen. Wir eilten daher zurück. Unterweges erzählte mir Vandek noch, daß bei seinem ersten Besuche auf dieser Insel Wattines ihn gebeten habe, doch ja mit Niemand über ihn zu sprechen, ihm auch ja keine Neugierige zuzuschicken, weil sein höchster Wunsch sei, hier ferner, wie bisher, in gänzlicher Verborgenheit zu leben. Nur seine Frau und ein paar Kinder mögte er, wenn er einmahl wieder herüberkommen wolle, mitbringen. Mit diesen solle er ihm und seiner Gattinn willkommen sein. Als hierauf Vandek ihn fragte, ob er nicht irgend Etwas, das vielleicht in seinem Vermögen stehe, mitbringen solle? drückte er ihm die Hand, und sagte: Ja, ein wenig Brot und Salz. Nach einer kleinen Weile fügte er hastig hinzu: O, bringen Sie doch auch eine kleine Flasche Milch mit! Meine gute Emilie liebt sie so sehr, und hat nun schon in vier Jahren keine gekostet!

3.

Ausführliche Geschichte des Herrn von Wattines und seiner Gattinn.

Ich darf, glaube ich, mit Zuversicht voraussetzen, daß meine Leser eben so begierig sein werden, als ich es war, von den im vorstehenden Abschnitte ihnen bekannt gemachten merkwürdigen Personen noch etwas Ausführlicheres zu hören. Ihr Verlangen soll befriediget werden.

Sie erlassen mir, sagte Wattines, da er mir die Bitte, mich mit seinen Schicksalen völlig bekannt zu machen, gewähren wollte, eine umständliche, für mich zu angreifende Schilderung der schrecklichen Auftritte in meinem unglücklichen Vaterlande, wodurch ich zum

Auswandern gezwungen wurde. Ich war ein Edelmann, Ursache genug, mir meine beträchtlichen Besitzungen zu nehmen, meine Schlösser anzuzünden, und meinen Kopf dem Beile zu widmen. Mein Oheim und mein älterer Bruder mußten das Blutgerüst zuerst besteigen; sie hauchten ihre edlen Seelen unter Robespierre's höllischer Beilramme aus. Meine Schwiegerinn starb, vor Jammer über den Mordtod ihres geliebten Gatten, in Kindesnöthen; das Kind, welches sie unter ihrem Herzen getragen hatte, mit ihr. Ich mochte den Henkern der Meinigen für jetzt noch zu jung und noch nicht reif zum Märterertode dünken. Mord und Gräuelthat aller Art wütheten von einem Ende Frankreichs bis zum andern. Mein Herz war zerrissen. Was sollte ich thun? Mich auch morden lassen? Aber wozu half ein Todter mehr? Oder meinen Grundsätzen entsagen? Dazu war ich unvermögend. Meinen hingeopferten unglücklichen König verläugnen? Mich unter die Fahne der Blutmenschen stellen? Mein ganzes Wesen empörte sich bei diesem Gedanken. Zudem war auch Emilie, meine Verlobte, verwaiset. Auch ihr Vater hatte das Blutgerüst besteigen müssen. Sie hatte außer mir keinen Beschützer mehr. Diese Vorstellung entschied meinen Entschluß.

Wir rafften von den Ueberresten des uns geraubten großen Vermögens so viel zusammen, als wir konnten, ich vor allen meine Bücher und mathematischen Werkzeuge, Emilie alles Leinenzeug, was ihr noch übrig gelassen war. Ich fand Mittel, diese unsere ärmliche Habe aus dem Lande zu schaffen, dann ließ ich mir meine Braut antrauen, und sobald dieses geschehen war, ergriffen wir die Flucht. Wir kamen glücklich über die Grenze. Aber wohin nun weiter?

Nach England oder nach Deutschland wollte ich nicht,

weil ich in beiden Ländern zu viel Parteigeist zu finden besorgte. Auch wünschte ich, mich in einem weiter entlegenen Lande zu verbergen, wo ich nicht stündlich und überall mit Nachrichten von neuen Gräuelthaten aus meinem armen Vaterlande gequält würde. Amerika fiel mir ein. Ich hatte meinen Vater oft viel Gutes von diesem Lande rühmen gehört, dort hoffte ich einen ruhigern Zufluchtsort zu finden. Diese Hoffnung bestimmte unsern Entschluß. Wir schifften uns ein, und kamen nach Philadelphia.

Allein wie sehr hatte ich mich getäuscht! Auch hier wüthete der Parteigeist, auch hier wimmelte es von Flüchtlingen aller Art auf der einen, und von wilden Freiheitsmännern auf der andern Seite. Ach, die ganze große Masse der Menschheit rings um den Erdball herum, ist ja leider! durch Frankreichs Freiheitskampf in aufbrausende Gährung gerathen! Möchte sie doch am Ende veredelter daraus hervorgehn! Allein dazu ist bis jetzt noch wenig Hoffnung.

Ich sah bald, daß Philadelphia der Ort nicht sei, wo ich mit meiner Emilie einige Ruhe würde finden können. Unter den ausgewanderten Franzosen, die sich hieher gewandt hatten, waren viele von jenen Uebermüthigen und Sittenlosen, welche durch ihren Stolz, ihre Härte und ihre Laster den Grund zum Umsturz des Französischen Staats gelegt hatten. Manche unter ihnen hatten mit ihrem geretteten Gelde auch ihren Uebermuth und ihre Sittenlosigkeit mit nach Amerika gebracht. Diese verächtlichen Menschen würden mich, ihre üppigen und herzlosen Weiber meine gute, treue und edle Emilie, unserer Armuth wegen, über die Achsel angeblickt haben: eine Vorstellung, welche mein Inneres empörte. Ueberdas wurde mein Gefühl durch den

Prachtgeschwulst und die Seuche der Ueppigkeit, woran ich die reichern und vornehmern Bewohner dieser Stadt, wie überall, erkranken sah, bei jedem Schritte beleidiget. Ich glaubte oft mitten in Brüssel, oder gar in Paris zu sein. Meines Bleibens war also nicht hier; aber wohin sollte ich mich wenden?

Ich ging fleißig aufs Land, um zu sehen, ob nicht irgendwo ein Bauerhof zu finden wäre, dessen Ankauf meine ärmlichen Vermögensumstände nicht überschritte. Umsonst! Alles, was zu erkaufen war, hatte für meine Dürftigkeit einen viel zu hohen Preis.

Eines Abends, als ich von einer dieser vergeblichen Wanderungen wieder nach der Stadt zurückkehrte, lehnte ich mich, von Kummer entkräftet, neben einem niedlichen Bauerhause, an einen Baum, und versank in unbeschreiblichen Jammer. Es schien mir doch gar zu hart, daß mir von meinem großen Vermögen, von meinen Landgütern und Schlössern, nicht einmahl so viel übrig geblieben wäre, daß ich mir eine Hütte zum Obdach und einen kleinen Acker zur Erzielung meines Brots kaufen könnte! Und das ohne alle eigene Verschuldung! Und das im Besitze eines Engels von Weibe, dem ich bald nicht einmahl mehr die ersten Nothwendigkeiten des Lebens würde verschaffen können! Schrecklich! schrecklich! rief ich aus, und stand, wie ein Abgeschiedener da, ohne zu bemerken, daß sich mir Jemand genähert hatte.

Es war ein alter Quäker, der mich schon eine Weile theilnehmend betrachtet hatte, und mich jetzt mit den Worten anredete: „Fremdling, du scheinest zu vergessen, daß die Nacht einbricht. Wenn du noch zur Stadt willst, so ist keine Zeit mehr zu verlieren.“ Ich stutzte, sah um mich, und merkte, daß er Recht hatte.

Der gutmüthige Alte erbot sich, mir einen kürzern Weg zu zeigen, und da ich dis mit Dank angenommen hatte, so setzten wir uns in Bewegung. Er merkte an meinem gebrochenen Englischen, zu welcher Klasse von Unglücklichen ich gehörte; und die treuherzige Theilnahme, die er mir bezeigte, bewog mich, ihm die bestimmtere Ursache meines Kummers bekannt zu machen. Er gab mir hierauf den väterlichen Rath:

„Ziehe tiefer ins Land, suche dich mit einer Familie, die auch nicht reich ist, zu verbinden; vereiniget eure Kräfte, bauet Gottes Erde im Schweiße eures Angesichts an, und er wird deinen Kummer in Freude verwandeln.“

Ich fragte ihn noch zuletzt, ob er mir erlauben wolle, ihn wieder zu besuchen? „Gern, wenn ich dir nützlich sein kann,“ war seine einfache Antwort, und so schieden wir von einander.

Es verflossen indessen einige Tage, ehe die Umstände mir erlaubten, wieder auszugehen. Eines Abends ging ich, ohne Emilien, auf den schönen Wandelplatz der Stadt, um über meinem traurigen Verhängnisse zu brüten, und auf Maßregeln zu sinnen. Es war schon finster. Ich setzte mich auf eine Bank, auf deren entgegengesetztem Ende schon ein Paar andere Personen saßen, die ich nicht mehr unterscheiden konnte. Ich hörte diese Französisch reden, und vernahm aus dem Inhalte ihrer Unterredung, daß der Eine von ihnen der mir verhaßte Gesandte der Pariser Königsmörder war. Mit Abscheu sprang ich von meinem Sitze auf. Ich hatte diesen verwünschten Gesandten immer sorgfältig zu vermeiden gesucht; jetzt war ich ihm so nahe gewesen, hatte ihn reden gehört, hatte sein Frohlocken über einige den Empörern günstige Ereignisse vernom=

men! Zu gleicher Zeit wurde mein empörtes Herz von dem Gedanken ergriffen, daß Frankreich den Freistaat von Amerika gründen half, und daß der Same der Empörung von hier aus nach Frankreich gewehet wurde. Dieser Gedanke machte mir den Boden verhaßt, worauf ich stand. Ich verwünschte die Asche des Ministers von Vergennes, welcher England necken wollte, und dadurch den Fall unsers eigenen Königreichs bewirkte. In wilder Verzweiflung lief ich nach Hause.

Ich war unvermögend, meine Gemüthsbewegung zu verbergen. Die sanfte Emilie erschrak bei meinem Anblicke. Ich drückte sie mit Heftigkeit an mich, aber reden konnte ich nicht. Mein Athemzug war schwer, ich vermied ihre Blicke.

Mit zärtlicher Angst fragte sie mich, was mir fehle? Ob ich krank sei? Oder ob irgend ein widriger Zufall mich getroffen habe? Ob sie mir nicht helfen könne?

Ja! rief ich, indem ich zu ihren Füßen stürzte, du kannst mir helfen, wenn du dich entschließen willst, in der äußersten Einsamkeit mit mir zu leben. Hier gehe ich zu Grunde, ich sterbe elend und wahnsinnig.

Bei diesen Worten sank sie vor Schrecken auf einen Stuhl, faßte sich aber bald wieder, und rief mit ausgestreckten, nach mir gewandten Armen: Gern! o gern! heute noch, wenn du willst, nur laß mich wieder die gewohnten Züge meines lieben, guten und edlen Karls sehen!

Sie fiel mir hiebei um den Hals, küßte meine Stirn, als wollte sie den darauf gelagerten Gram wegsaugen, und weinte in stillem Schmerze. Ich weinte auch, und bat sie, mir den Kummer, den ich ihr machte, zu verzeihen. Sie fing jetzt an, mich von allen Seiten zu betrachten und zu betasten, als wenn sie untersuchen

wollte, ob ich unverletzt wäre, und fragte, ob ich nicht verwundet wäre? Sie argwohnte nämlich jetzt, daß ich Händel gehabt hätte.

Ich antwortete mit Rührung, nein, mein Engel! Ich habe, seitdem ich von dir ging, mit Niemand gesprochen, vielweniger mich mit Jemand überworfen. Mein Körper ist gesund, nur meine Seele ist es, welche leidet. Und nun erzählte ich ihr, mit etwas mehr Ruhe, die Veranlassung zu der heftigen Gemüthsbewegung, in der ich zurückgekommen war. Sanft lächelnd, aber mit großen Thränen in den Augen, sagte sie hierauf, mit dem Finger drohend: Und du konntest an deiner Emilie, an ihrer Bereitwilligkeit, dir in jede Wüste zu folgen, auch nur einen Augenblick zweifeln? O Karl! — Hier senkte sie schluchzend den Kopf auf meine Schulter, und wir hielten uns eine Zeit lang in sprachloser, schmerzlich-süßer Rührung fest umklammert.

Nachdem wir ausgeweint und die Heftigkeit unserer Gefühle dadurch gemildert hatten, erzählte ich ihr mein Zusammentreffen mit dem guten Quäker, und was dieser mir gerathen hatte. Ich fügte hinzu, daß ich gesonnen sei, den wackern Alten wieder aufzusuchen, um mich weiter Raths bei ihm zu erholen. Sie billigte dieses Vorhaben, und am folgenden Tage ging ich zu ihm.

Er empfing mich, wie ein freundlicher Weiser einen Jüngling, dem er wohl will. Ich erzählte ihm jetzt meine und der Meinigen schreckliche Schicksale, und ließ ihn dabei in das Innerste meines Herzens sehen, in welchem Schmerz, Sorgen, Wünsche, Liebe und Haß mit einander kämpften. Er hörte mir theilnehmend zu, ohne mich zu unterbrechen, nur daß er von Zeit zu Zeit mit der sanften Stimme des Mitleids ausrief:

„Arme Menschen! wie verirrt, wie quält ihr euch!" Bei der Erwähnung des an meinem Oheim, an meinem Bruder und an Emiliens Vater verübten Mordes, sagte er mit Thränen in den Augen: „Ach, auch unser Boden ist mit Blut getränkt! Aber sei ruhig, die Deinigen sind bei Gott. Er sah Alles, er lohnt ihnen jetzt. Dich hat er erhalten, seine Hand wird Dich stützen."

Ich machte ihm hierauf bekannt, worin die geretteten Ueberbleibsel meines ehemahligen Vermögens bestanden, und bat ihn, mir nun zu rathen, wie ich es anfangen solle, um damit für meine Emilie und mich den nothdürftigen Unterhalt zu erwerben?

Er schwieg eine Zeit lang nachdenkend still, dann sagte er: „Junger Mann, du bist hitzig, dich leiten noch Vorurtheile und Stolz. Du bist mit allen Menschen unzufrieden, und möchtest gleichwol mitten unter ihnen als ein begüterter Mann einsam leben, um ihnen Trotz und Verachtung zu zeigen. Diesen Gesinnungen mußt du entsagen, denn mit ihnen kannst du nicht glücklich werden. Hättest du Muth und Entschlossenheit, auf einer artigen, aber einsamen Insel, wie unser Stammvater, mit deinem Weibe allein zu leben, dort vor Gottes Auge zu wandeln, die Erde zu bauen, und im Schweiße des Angesichts dein Brot zu essen?"

Ich versicherte ihm, daß ich dazu von Herzen bereit sei.

„Wohl denn," fuhr er darauf fort, „ich kann dir zu einer solchen Lage verhelfen. Ich kenne eine dazu geeignete Insel, und hoffe, dir den Besitz derselben ohne Pacht und Kauf verschaffen zu können. Sie liegt im Oneidasee. Daselbst will ich dir durch gute Menschen ein Blockhaus erbauen lassen, und, wenn du willst, dir einen rechtschaffenen Gehülfen suchen. Von deiner

kleinen Baarschaft wird sich das für einen genügsamen Menschen Nöthige zur ersten Einrichtung bestreiten lassen. Deine Bücher und was dir sonst werth ist, sollst du behalten. Dort kannst du lernen, die Schwachheiten und Fehler deiner Mitmenschen zu ertragen, dort wird es dir nicht an Uebung fehlen, deine eigenen Schwachheiten und Leidenschaften zu bekämpfen, um endlich frei von Selbstsucht, Eigendünkel und Stolz zu werden. Ich will Alles besorgen; nur mußt du dich bald entschließen, weil gerade jetzt meine Freunde dort mit Fischfang beschäftiget sind, und dir zu deiner Ansiedelung behülflich sein können."

Ich dankte ihm herzlich, ergriff den Vorschlag mit Freuden, zeigte ihm meine Arme, und versicherte, daß ich der Gartenarbeit nicht ganz unkundig sei. „Nun," versetzte er, „so geh' in Segen, und werde ein guter Ackermann. Das ist des Menschen natürlichste Bestimmung. Denke mit deiner Frau an mäßige Kleidung, auch an Weiberarbeitszeug. Für das Uebrige laß mich sorgen."

Ich flog nun zu Emilien zurück. Auch sie nahm den Vorschlag mit Wärme an. Unser Französisches Blut gewann den ihm so gewöhnlichen schnellen Umlauf wieder. Alle Schwierigkeiten, alles Schreckhafte der einsamen Lage, worein wir uns begeben wollten, verschwanden vor unsern Augen. Das uns angeborne Selbstvertrauen, welches nun auf einmahl wieder die Oberhand in unsern Seelen hatte, sicherte uns nichts als Glück und Vergnügen zu. Wir waren dabei unserer Sache so gewiß, daß wir eben so viel Blumen- als Gemüsesämereien einkauften, weil wir in unsern Gedanken nun schon über die Nothwendigkeiten des Lebens hinaus, und mehr für die Annehmlichkeiten desselben,

als für jene, besorgt waren. Sie sehen, wir waren Franzosen!

Nach einigen Tagen stellte mir der gute Quäker ein Verzeichniß aller für mich angeschafften und schon in Kisten verpackten Sachen und Geräthschäften zu. Das, was wir zusammengebracht hatten, wurde damit vereiniget, und noch eine gute Quäkerkleidung für die Reise sowol, als auch zum Gebrauch auf der Insel für uns angeschafft. Unser väterlicher Freund, der auf Alles bedacht gewesen war, übergab mir endlich noch Vorschriften zur Verfertigung des Sprossenbiers und Ahornzuckers, auch zum Fange der wilden Bienen und Wandertauben; Vorschriften, die in der Folge von sehr großem Nutzen für uns waren.

Den Tag vor unserer Abreise führte ich ihm auch meine Emilie zu. Er bewunderte ihren Muth, und segnete sie. Er hatte zwei Fuhrleute bestellt, und gab uns Briefe an seine Freunde, die Fischer, mit. Um unsern Muth noch mehr zu beleben, benachrichtigte er uns, daß wir auf der einen Seite des unsere Insel umfließenden Sees gutartige Indier zu Nachbaren haben würden, und daß auf der andern Seite bald eine Niederlassung von Europäern entstehen würde, weil der Congreß beschlossen habe, den schiffbaren Creekfluß, welcher sich in den See Oneida ergieße, zur Beförderung des inländischen Handels zu benützen, und zu diesem Behuf an dem Ufer des Sees eine Stapelstadt erbauen zu lassen. Dis war mir nun zwar ganz angenehm zu hören, aber noch lieber war es mir doch, daß die Stadt noch nicht da war, und daß wir, wenigstens eine Zeit lang, ohne alle Gemeinschaft mit Menschen würden leben können. Meine Schicksale mögen mir für dieses Gefühl von — wie soll ich sagen? — Menschen-

haß, oder Menschenfurcht Verzeihung bewirken. Aus eben diesem Gefühle verbat ich den Gehülfen, den des guten Quäkers Freunde mir verschaffen sollten. Auch Emilie stimmte hiezu ein. Einem schon alten Gehülfen, meinte sie, könnten wir doch unmöglich zumuthen, sich für uns zu plagen, ein junger aber würde sich in unserer Einsamkeit unglücklich fühlen.

„Du hast Recht, meine Tochter," versetzte der Quäker, „indem er sie liebreich bei der Hand faßte. Ziehe hin, und sei versichert, wer so für seinen Nächsten besorgt ist, der wird von seinem Gott selbst nie vergessen werden."

Wir schieden hierauf von ihm, wie Kinder von ihrem Vater, und er weinte mit uns. Nach einer glücklichen Reise, die unter mancherlei Empfindungen, welche Sie sich denken können, zurückgelegt wurde, kamen wir bei den Fischern und ihren Hütten hier am Ufer unsers Sees an. Gott! mit welchen Gefühlen warfen wir die ersten Blicke nach der für uns bestimmten Insel hin! Emilie bebte. Ich faßte mich schnell, drückte sie an mein Herz und sagte: Gott sei Dank, wir sind gesund hier, und unsers Schöpfers Sonne beleuchtet den uns bestimmten Wohnplatz recht freundlich. Sie antwortete mit sanftem Lächeln: Auch dis ist ja unsers Gottes Erde, so gut als die Gegenden, wo wir sonst lebten.

Wir fanden an den Fischern äußerst brave und rechtschaffene Menschen, blieben den Abend bei ihnen, und übernachteten in einer ihrer Hütten. Beim Erwachen waren unsere Fuhrleute schon fort, ein Theil unserer Habe auch schon nach der Insel gefahren. Unsere neuen Freunde bewirtheten uns noch zu Mittage mit guten Fischen, dann ruderten sie auch uns nach der Insel hinüber. Meine Gefühle beim Anlanden kann ich nicht

beschreiben. Ich hob Emilien aus dem Kahne. Sie, die mir sonst so federleicht dünkte, lag jetzt wie eine Welt auf mir. Ich schwankte, fast wäre ich hingesunken. Die Gute, welche dieses merkte, unterdrückte ihre eigenen Empfindungen, und zwang sich, zu lächeln. Karl! sagte sie, lächle mich an, Alles lächelt ja auf diesem Platze.

Wirklich war der Landungsplatz, wie ich jetzt erst merkte, überaus schön. Ich drückte den guten Engel, der durch Gottes Fügung mich begleitete, der mich auch jetzt durch angenommene Heiterkeit aufzurichten suchte, fest an meine Brust, mit gen Himmel gerichteten Augen. Auch die ihrigen erhoben sich. Sie faßte meine Hand, und sagte: Du betetest jetzt für mich, Gott erhöre und segne uns Beide.

Die Fischer hatten noch etwas auszuladen; sie ermunterte mich, ihnen zu helfen. Ich, sagte sie, will unterdeß die Stelle zu unserer Hütte suchen. Wirklich entfernte sie sich. Meine Blicke folgten ihr ins Gebüsch. Hier sah ich sie auf die Knie sinken, und die Arme flehend zum Himmel erheben. Bald aber stand sie wieder auf, ging etwas weiter, und rief auf einmahl laut: o welch ein schöner Platz!

Wirklich hatte der Zufall sie gerade auf das bequemste und anmuthigste Fleckchen geführt, welches wir zur Anlage unserer Hütte nur immer finden konnten. Auch wählte Emilie es ohne Bedenken dazu. Es war eine kleine Anhöhe, gerade hoch genug, um unserer Wohnung den doppelten Vortheil der Trockenheit und einer anmuthigen Aussicht über den See hin zu verleihen. Kurz, es war der Platz, auf welchem Sie unsere Wohnung gefunden haben.

Die Fischer überraschten uns mit der angenehmen

Nachricht, daß die Balken zu einem Blockhause einige Schritte von da schon am Strande in Bereitschaft lägen, und daß sie uns helfen wollten, es zu errichten. Sie hätten, sagten sie, die Absicht gehabt, es für sich selbst zu einer einstweiligen Wohnung während des Fischfanges zu erbauen, nun aber wollten sie, nach dem Wunsche ihres Freundes, des Quäkers, es uns abtreten.

Es wurde nun auch sogleich Hand ans Werk gelegt. Zwei Akazienbäume, welche auf dem Platze standen, mußten nach Emiliens Anweisung so benützt werden, daß sie den Eingang der Wohnung beschatteten. Dadurch, meinte sie, würde unsere Hütte dem Tempel des Philemon und der Baucis ähnlich werden. Indem wir uns an dieser schönen Vorstellung ergetzten, stellten die Fischer einen Korb mit Hühnern vor uns hin, ein Geschenk, womit unser gütiger Freund, der Quäker, meine Emilie überraschen ließ. Es ist unbeschreiblich, wie groß ihr Entzücken darüber war. Sie, vormahls die Erbinn einer großen Herrschaft, war jetzt außer sich vor Freuden, nun wieder die Besitzerinn einiger Hühner zu sein. Aber ach! diese reine kindliche Freude sollte nicht lange ohne eine bittere Zuthat genossen werden. Der treue Quäker hatte auch zwei Ziegen für meine Emilie mitgeschickt, allein die Fischer, welche jetzt die eine davon herbeiführten, erklärten, daß die andere, eine trächtige Mutterziege, also gerade die, auf welcher die Hoffnung der Fortpflanzung beruhete, unglücklicher Weise unterweges gestorben sei. Emilie wurde durch diesen ersten Schlag, den uns das Schicksal an dem neuen Orte unsers künftigen Aufenthalts versetzte, tief erschüttert. Auch hier noch Verlust! rief sie mit dem Ausdrucke des innigsten Schmerzens aus. Wie

dieser Ausdruck mir durchs Herz schnitt! Emilie war immer eine große Milchfreundinn gewesen; der Anblick der Ziege versprach ihr dieses angenehme Nahrungsmittel, und in dem nämlichen Augenblicke mußte diese schöne Aussicht ihr wieder vereitelt werden, denn das noch lebende Thier war nicht trächtig, und hatte auch keine Milch. Das war wirklich hart. Allein die gute Seele faßte sich, auch bei diesem Unfalle, schnell; sie wischte die Thräne, die er ihr ausgepreßt hatte, weg, küßte mich, und sagte lächelnd: wir haben ja Hühner, und ich kann nun Lait de poule *) machen. Nun gab sie den Hühnern Futter, streichelte und küßte sie, indem sie ihr aus der Hand fraßen, und lief hierauf mit einem Napfe an den See, um ihnen auch Wasser zu holen.

Unser Blockhaus wurde in zwei Tagen vollendet. Bis dahin hatten die guten Fischer ein kleines Segel zu unserm Obdache ausgespannt, und zu unserm Lager zwei Bärenhäute und einige Biberfelle mitgebracht. Nie sah ich bessere Menschen, als sie, nie den Himmel heiterer, die Witterung lieblicher, die Natur lachender, als in diesen Tagen! Unsere Freunde begnügten sich nicht damit, die Wohnung für uns zu errichten, sie gaben uns auch Anweisung, wie wir nach und nach die Ritzen mit Moos verstopfen und gegen die Winterzeit die inwendigen Wände mit Biberfellen bekleiden müßten. Hiemit noch nicht zufrieden, fällten sie nun auf einem Platze, den ich zum Ackerlande bestimmte, die Bäume, und lehrten mir mancherlei Handgriffe und Vortheile, wodurch diese und ähnliche Arbeiten erleichtert werden.

*) Hühnermilch, d. i. Eigelb in heißes Wasser gerührt.

Wir erkundigten uns bei ihnen nach den Indiern, von welchen Vater John, der Quäker, uns gesagt hatte, daß sie den Wald auf der andern Seite des Sees bewohnten, und sie bestätigten, was uns Jener schon versichert hatte, daß wir von diesen nichts zu besorgen hätten, daß es gutartige Menschen wären, die ihr Wort immer heilig hielten, und nie ein Land beträten, welches sie einmahl abgegeben hätten. Dis fanden wir in der Folge vollkommen wahr. Nie haben wir Einen von ihnen auf der Insel gesehen.

Die rechtschaffenen Fischer halfen mir an dem letzten Tage, den sie uns schenken konnten, noch ein Stück meines Ackers umgraben. Da sie sich endlich von uns trennen mußten, versprachen sie, das nächste Jahr wiederzukommen, und uns dann einen neuen Vorrath von Oel, Salz und Rauchfleisch mitzubringen. Ach, wir haben sie nie wieder gesehen, diese gutherzigen, braven Menschen! Ohne allen Zweifel wurden sie, ohne ihre Schuld, durch Widerwärtigkeiten gehindert, ihr Wort zu halten. Auch von unserm lieben Vater John bekamen wir nicht eher wieder Nachricht, als durch Hrn. Vandek, welcher uns den Tod desselben meldete, den wir herzlich beweinten.

Die innere Einrichtung unserer Hütte, das Auspacken unserer Vorräthe, das Aufstellen der Bücher und ähnliche Verrichtungen gaben uns nun in den ersten Tagen unsers einsamen Insellebens hinlänglich zu thun. Wir verbargen unter unsere Schlafstätte das Wenige, was wir an Kostbarkeiten gerettet und mitgebracht hatten, um es für die Zukunft aufzuheben. Eben so legten wir auch das Beste von unserer noch übrigen Wäsche und von den Kleidungsstücken zurück. Selbst die Schuhe beschlossen wir aufzuheben, und uns mit untergebunde-

nen Sohlen zu begnügen. Wir wohnten uns ein, fingen an, uns an unsern Zustand zu gewöhnen, und gegenseitige treue, innige Liebe hielt uns für alle Entbehrungen, die jetzt unser Los waren, völlig schadlos.

Der größte Vortheil, den eine Lage, wie die unsrige nunmehr war, mit sich führt, ist der hohe Werth, den jede kleine Gabe Gottes, ja selbst solche Dinge in unsern Augen erhalten, die wir zu andern Zeiten kaum unserer Bemerkung würdigen. Die ersten zwei Eier, welche Emilie bei einem Morgenbesuche in ihrem Hühnerstalle fand, machten uns den Tag zum Festtage. Das nächtliche Krähen des Hahns tönte unsern Ohren, wie der tröstende Zuspruch eines Hausfreundes an Tagen der Bekümmerniß. Wie freute ich mich bei meinen ersten Feld- und Gartenarbeiten, nicht, wie so viele andere junge Leute aus reichen und vornehmen Familien, die Verrichtungen der Landleute und Gärtner mit stumpfer Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit angesehn, sondern vielmehr oft selbst mit Hand angelegt, und von ihren Kenntnissen und Fertigkeiten ihnen Manches dabei abgelernt zu haben! Wie frohlockte Emilie, als das Schmoren des ersten Paars Wandertauben ihr gelang, daß sie oft aus eigenem Antriebe mit in die Küche gegangen war, an den Arbeiten des Kochs und der Mägde thätigen Antheil genommen und sich dadurch einige Geschicklichkeit in der Zubereitung der Speisen erworben hatte! Wie oft wünschten wir bei solchen Gelegenheiten, allen jungen Leuten die große wichtige Lehre ins Herz rufen zu können, doch ja keine, keine Gelegenheit, irgend etwas Nützliches zu lernen, unbenützt vorbeigehen zu lassen, sondern vielmehr auf Alles zu achten, Alles wohl zu merken, und jede Geschicklichkeit, welche menschliches Wohlsein befördern kann, durch eigene Versuche und Uebun-

gen sich, so viel immer möglich, zu eigen zu machen!

Unsere Lebensart wurde nun von Tage zu Tage regelmäßiger, folglich auch immer angenehmer. Emilie besorgte die Küche und das Hauswesen, ich die Feld- und Gartenarbeiten. Wenn wir dann, nach dem traurigen Alleinsein einiger Stunden, wieder zusammenkamen, indem entweder ich zu der Hütte zurückeilte, die mein Alles einschloß, oder die liebe treue Gefährtinn meines Lebens, als eine rechtliche Bäuerinn gekleidet, mit dem Topfe in der Hand mich noch bei meiner Arbeit überraschte, mir den Schweiß von der Stirn trocknete, und ich dann mit ihr auf einen Moossitz sank, wo wir das von ihrer Hand bereitete einfache Mahl mit froher Genügsamkeit verzehrten: o, welche Feder beschreibt die überschwänklichen Gefühle von Dank und Liebe und wehmüthiger Freude, die uns dann erfüllten! Oft machten wir auch, nach geendigter Arbeit, Lustgänge und kleine Entdeckungsreisen in die entfernteren Gegenden der Insel, von welchen wir selten zurückkehrten, ohne irgend Etwas bemerkt oder gefunden zu haben, was zur Verbesserung unsers Zustandes mehr oder weniger beitragen konnte. Wir entdeckten z. B. Sauerampfer und andere eßbare Pflanzen; wir bemerkten Heidekraut und andere honigreiche Blütengewächse, und das machte uns Hoffnung, daß wir auch Bienen finden würden. Ich beschloß, diese nach der Anweisung, welche Vater John mir dazu gegeben hatte, aufzusuchen, und langte die dazu nöthigen Sachen, die wir mitgebracht hatten, hervor. Diese sind: ein Gläschen Honig, ein Nordweiser oder Kompaß, ein Feuerzeug, einige platte Steine, gelbes Wachs und Karmin oder ähnliches rothes Farbenpulver, nebst einem Stocke mit etwas schwerem Knopfe von Eisen oder anderem Metalle. Die Art, wie man diese Dinge ge-

braucht, um die in hohlen Bäumen wohnenden wilden Bienen auszuforschen, ist folgende:

Der Bienenjäger, mit obigen Dingen ausgerüstet, geht in den Wald, und klopft von Zeit zu Zeit mit dem beschriebenen Stockknopfe an die obern Theile und Aeste starker Bäume, und horcht ob sie hohl klingen. Wenn er eine gewisse Zahl solcher hohlen Bäume aufgefunden hat, so sucht er auf folgende Weise zu erfahren, welcher unter ihnen von Bienen bewohnt sein möge. Er macht auf einem der platten Steine ein kleines Feuer an, und wirft, wenn es brennt, von Zeit zu Zeit ein wenig Wachs hinein. Auf den andern Stein träufelt er einige Tropfen Honig, und streuet rings um diese her ein wenig Karmin. Sind nun Bienen in der Nähe, so werden sie durch den Wachsgeruch herbeigelockt, und ihr Naturtrieb läßt sie bald den mit Honig beträufelten Stein finden. Hier färben sie sich, indem sie von dem Honig kosten, die Füße roth, eilen dann sofort nach Hause, und kommen in Begleitung vieler ihrer Schwestern zurück. Der Jäger kennt die ersten an den gefärbten Beinen; auf seinem Nordweiser bemerkt er den Strich, den sie im Wegfliegen und Wiederkommen halten, und durch Hülfe seiner Uhr, die Länge der Zeit, die sie jedesmahl ausbleiben. Daraus schließt er auf die Weite der Entfernung ihres Stocks. Und nun macht er sich auf den Weg dahin; wobei er nicht leicht fehlen kann, weil die Bienen immer den kürzesten Weg nach Hause nehmen, folglich in gerader Linie fliegen.

Kommt er nun in die Gegend, in welcher er ihre Behausung vermuthet, so betrachtet er diejenigen Bäume, welche hohle Aeste haben; da er denn diejenigen, welche Bienen beherbergen, leicht ausfindig

macht. Denn der Wachsgeruch hat den ganzen Stock in Bewegung gebracht, so daß er viele von ihnen aus- und einkriechen sieht. Nun nimmt er den hohlen Ast durch Hülfe einer Säge sorgfältig ab, trägt ihn heim, und stellt ihn bei seiner Behausung auf. — So gelangt man hier zum Besitze einer Bienenflucht.

Auch mir glückte es, auf diese Weise bald Bienen zu finden, und es war keine geringe Vermehrung unsers Wohlstandes, daß wir nunmehr auch Honig und Wachs hatten. Das Erste konnten wir statt des Zuckers, auch zu Meth gebrauchen, den meine Emilie bald recht gut zu machen lernte, aus dem Andern bereiteten wir Lichte.

Bei einer andern Streiferei in noch unbesuchte Gegenden der Insel, entdeckte ich nun auch, wonach ich mich schon so lange umgesehen hatte, recht guten Thon. Durch Hülfe desselben nahm ich eine wesentliche Verbesserung mit unserer Hütte vor. Damit nämlich der Regen an den Wänden besser ablaufen könne, und besonders unten nicht eindringen möge, machte ich ringsumher am Fuße der Hütte eine etwas schräge, ungefähr zwei Schuh hohe Einfassung von Thon. Emilie half mir dabei — denn sie war immer entzückt, wenn es eine Arbeit gab, die uns Beide zugleich beschäftigen konnte — und sie gerieth auf den Einfall, auch hiebei eine kleine Verschönerung mit unserer Wohnung vorzunehmen. Sie war sehr emsig darüber aus, Muscheln zu suchen, und befestigte sie dann auf dem noch weichen Thone in gehöriger Ordnung. Sie werden bemerkt haben, daß diese kleine Verzierung, die ganz ihr Werk ist, der Hütte ein ganz artiges Ansehn gibt.

Ihr Kunsttrieb war jetzt geweckt; bald verfiel sie auf den Gedanken, ein höheres Werk zu beginnen.

Dis war nichts Geringeres, als zwei wohlgeformte große Aschenkrüge zu einem Denkmahle für unsere lieben Todten zu verfertigen, wobei sie den Ehrgeiz hatte, Etwas hervorzubringen, das auch Personen von gebildetem Geschmacke mit Wohlgefallen ansehen könnten. Das kostete nun aber viele Mühe, viele Geduld und lange ausdauernden Fleiß. Emilie war darauf gefaßt, und sie ließ nicht eher nach, bis sie ihren Zweck endlich glücklich erreicht hatte. Man hat Ihnen den uns heiligen Platz, wo diese Denkmähler stehen, gezeigt; ich kann also der Mühe, Emiliens Arbeit zu preisen, überhoben sein.

Der Anbau der schönen Künste, worauf die gute Emilie jetzt verfallen war, hinderte uns indessen keinen Augenblick an irgend einer nöthigen Arbeit, die zur Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse erfodert wurde. Eins der nothwendigsten, besonders für Franzosen, ist Brot. Andere Völker können sich allenfalls auch ohne dasselbe behelfen; dem brotlosen Franzosen hingegen fehlt eine wesentliche Bedingung des Wohlseins. Dis fühlten auch wir. Aber wie sollten wir diesem großen Bedürfnisse abhelfen, da wir keine Mühle hatten, folglich auch kein Mehl machen konnten? Emilie, die Sinnreiche, wußte auch dazu Rath. Sie erinnerte sich, einst gelesen zu haben: die Schotten machten einen Teig von Habermehl, welchen sie zu sehr dünnen Scheiben formten, diese legten sie auf ein mit vielen kleinen Löchern durchbohrtes Eisenblech, und backten sie darauf in Gruben, die sie in der Erde angelegt und durch Feuer erhitzt hätten. So oft sie dann essen wollten, zerbrächen sie die dadurch gewonnenen harten Kuchen in Stücke, und würfen sie in Wasser oder Ziegenmilch, da sie denn, auf diese Weise erweicht, ihnen eine ganz gesunde Nahrung gewährten. Nun meinte sie, daß, da wir Draht

hätten, sich, in Ermangelung der Eisenbleche, wol ein Drahtgitter machen lasse, welches die Stelle derselben vertreten könne. Aber woher Mehl, liebe Emilie? fiel ich ihr ins Wort. Nun, versetzte sie, ohne sich irre machen zu lassen, ich dächte, wenn ich unsern Mais oder Buchweizen weich kochte, die Masse dann zu Brei riebe, und so einen Teig und dünne Kuchen daraus machte, daß daraus wol auch ein Brot entstehen müßte, welches sich essen lassen würde.

Auch mir war dieses wahrscheinlich, und wir setzten uns daher sofort in Arbeit. Ich machte mich an das Drahtflechten; sie kochte Mais. Da ich meine Arbeit nothdürftig vollendet hatte, warf ich eine Grube auf, und zündete ein lebhaftes Feuer darin an. Als dieses lange genug gebrannt hatte, und die Grube hinlänglich erhitzt zu sein schien, schritten wir zum Backen, und hatten Ursache, mit dem Erfolge zufrieden zu sein. Nach und nach lernten wir dieses Geschäft immer besser machen, und so hatten wir nun Brot, und so war einem unserer dringendsten Bedürfnisse abgeholfen. O, möchten junge Leute hieraus lernen, wie gut es sei, auf alles, dem Menschen in irgend einer Lage Nützliche, zu achten, was uns im Leben und in Büchern vorkommt! Wer vermag es, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Fälle vorherzusehen, in welchen dergleichen Kenntnisse uns nützlich werden können! —

Nichts fiel meiner theuren Gattinn schwerer, als sich an das Alleinsein zu gewöhnen. Und doch mußte ich von Zeit zu Zeit mich von ihr entfernen, wenn meine oder ihre nothwendigen Geschäfte nicht darunter leiden sollten. An ungernsten sah sie, wenn ich auf die Jagd ging, weil sie sich der Besorgniß nicht erwehren konnte, daß das Schießen unsere Nachbaren auf dem festen

Lande, die Wilden, aufmerksam machen und auf die Insel locken möchte. Vor diesen hatte sie aber, trotz der erhaltenen Versicherung, daß es gute Menschen wären, noch immer eine unwillkührliche Furcht. Um nun der Jagd überhoben zu sein, und doch keinen Mangel an Geflügel zu leiden, hätte ich gern einen Wandertaubenfang *), nach der Beschreibung, die mir Vater John dazu mitgegeben hatte, angelegt; allein unglücklicher Weise fehlten mir die dazu unentbehrlichen Locktauben. Ich mußte also auf etwas Anders denken, und gerieth auf den Einfall, einen Entenfang anzulegen. Sie werden bemerkt haben, daß es auch von diesem Geflügel auf unserm See eine große Menge gibt.

Hiemit konnte ich aber so leicht nicht zu Stande kommen. Allein was ist dem Menschen unmöglich, wenn er nur Geduld und ausdauernde Strebsamkeit genug zum Werke bringt! Ich erreichte endlich auch diese Absicht glücklich, und wir gewannen nunmehr vollauf Fleisch für unsern Tisch, und Federn zu Betten auf die bevorstehende Winterzeit.

Des Abends, nach vollendeter Arbeit, pflegten wir uns in den spiegelhellen Fluten des Sees zu ba-

---

*) Diese Wandertauben sind für die Amerikaner ein Gegenstand von großer Wichtigkeit. Den Namen haben sie von den Wanderungen, die sie des Jahrs drei bis viermahl vornehmen. Sie kommen dabei in so ungeheuren Schwärmen angeflogen, daß die Luft oft im eigentlichen Verstande dadurch verfinstert wird. Durch Hülfe einiger Locktauben fängt man sie in unzählbarer Menge. Sie sind überaus fett und wohlschmeckend, und gewähren den Pflanzern nicht nur eine sehr gute Speise, sondern auch schöne Federn. Die Niederlassung, bei welcher unser Reisender den Hrn. v. Wattines fand, hatte schon einen dergleichen Taubenfang angelegt, der sehr ergiebig war.

den, und es gelang mir, meine gute Emilie gleich beim ersten Mahle zu überzeugen, daß alle Menschen schwimmen können, sie so gut, als ich. Ich bewog sie, nach Franklin's Rathe, bis an die Mitte des Leibes ins Wasser zu gehen, dann das Gesicht gegen das Ufer zu kehren, und hierauf diejenige Bewegung der Hände und der Füße zu versuchen, die wir von jedem Frosche lernen können. Durch die Richtung des Gesichts gegen das Ufer gewinnt man die zu den ersten Versuchen gemeiniglich fehlende Herzhaftigkeit. Man weiß und sieht, daß es im schlimmsten Falle nur von uns abhange, uns wieder auf die Füße zu richten, und so wagt man es denn schon darauf hin, sich auf den Bauch zu legen, und den ganzen Körper, der Länge nach den Fluten, zu überlassen. Und mehr bedarf es nicht, besonders bei etwas fleischigen und hochbrüstigen Personen, um bei einer mäßigen Nachhülfe mit Händen und Füßen sofort zu fühlen, daß man von dem Wasser getragen werde. Mein Unterricht schlug so gut an, daß ich noch an dem nämlichen Abend die Freude hatte, Emilien mit mir um die Wette schwimmen zu sehen. O, sie wußte damahls noch nicht, wie sehr ihr diese Geschicklichkeit in der Folge zu Statten kommen würde.

Gegen den Winter mußte ich für einen Vorrath von Brennholz sorgen. Ich fällte daher, nach der Anweisung, welche die guten Fischer mir gegeben hatten, Bäume, und zerlegte sie, durch Hülfe der Keile, in Klufthotz. Emilie bestand darauf, daß ich eine Tragbahre machen mußte, und als diese fertig war, half sie mir, das Holz nach unserer Wohnung tragen. Sie wollte eine wahre Gehülfinn des Mannes sein, und sie war es im vollsten Sinne des Worts.

In müßigen Abendstunden lasen wir, und zwar, nach

Emiliens eigener Wahl, vornehmlich in Büffon's Naturgeschichte. Kinder der Natur, meinte sie, könnten nichts Angemesseneres lesen; auch versprach sie sich, und zwar mit Recht, mancherlei Nutzen für unsere Haushaltung davon, wenn wir die Natur um uns her genauer und besser kennen zu lernen suchten. Diese unterrichtende Lesung war besonders in der Regen- und Winterzeit eine herrliche Hülfsquelle für uns, so oft es außer dem Hause keine Geschäfte gab, und die häuslichen Verrichtungen beendiget waren. O, wie priesen wir unser Geschick, diese Bücher, besonders diesen Büffon, aus dem an unserm Vermögen gelittenen Schiffbruche gerettet zu haben! Emilie suchte für sich besonders, sowol in diesem Werke, als auch in der Encyklopädie, die sich gleichfalls unter unsern Büchern befand, solche Artikel auf, woraus sie nützliche Kenntnisse für ihr kleines Hauswesen schöpfen konnte, z. B. die von Bienen, Hühnern, Eiern, Mais, Oel, welches sie aus den Körnern der Sonnenblume zu gewinnen hoffte, von der Aufbewahrung der Gartengewächse u. s. w. Ich für meinen Theilbrachte beinahe zwei Monate darauf zu, eine kleine Oelpresse mit ihrer Schraube zu verfertigen. Und so kamen wir denn endlich auch damit zu Stande, für unsere kleine Haushaltung Oel zu gewinnen.

Am meisten freute sich Emilie über ihre schöne Flachsernte; denn nun war sie sicher, den Abgang unserer Strümpfe durch neue ersetzen zu können. Allein das war denn doch nicht so leicht, als sie es sich anfangs vorstellte. Wir konnten zwar die Art und Weise, wie der Flachs behandelt werden muß, aus unsern Büchern lernen; aber woher nun die dazu nöthigen Werkzeuge, die sich unglücklicher Weise unter den unsrigen nicht be-

fanden? Ich versuchte, von Draht, den ich zuspitzte, eine Hechel zu machen; allein der Draht war zu weich, er bog sich, und erschwerte dadurch die Arbeit. Emilie besann sich, daß der gute Quäker uns ein halbes Dutzend zweizinkige Gabeln mitgegeben hatte. Zwei davon waren für unser Bedürfniß hinreichend, sie holte daher die übrigen viere, und bat mich, zu versuchen, ob ich diese nicht neben einander in ein Stück Holz befestigen könnte, da sie denn, ihrer Meinung nach, eine leidlich gute und brauchbare Hechel bilden würden. Der Einfall leuchtete auch mir ein; ich machte mich sofort an die Arbeit, und vollendete sie glücklich. Meine Frau wird Ihnen, sowol diese Nothhechel, als auch alle die übrigen kleinen Erfindungen, wozu das Bedürfniß uns führte, zeigen können, weil wir Alles zum immerwährenden Andenken für uns und unsere Kinder sorgfältig aufgehoben haben.

Ich schnitzte auch eine Spindel, und einen zwar einfachen, aber ganz artigen und brauchbaren Haspel. Emilie, welche mit der Spindel umzugehen wußte, mußte mich in dem Gebrauche derselben unterweisen, und da ich in kurzer Zeit eine ziemliche Geschicklichkeit darin erwarb, so spannen wir nunmehr, so oft es keine nöthigere Arbeiten für mich gab, um die Wette. Sie nannte mich dabei scherzend ihren Herkules, ich sie meine Prinzessin Omphale. Sie sehen, daß wir uns mitunter sogar bis zur Munterkeit erhoben.

Zuweilen suchten wir Einer dem Andern auch durch kleine Ueberraschungen ein Fest zu machen. So hatte ich z. B. mit dem mitgebrachten Blumensamen einige versteckte Blumenbeete, und um und neben denselben kleine Englische Anlagen heimlich zu Stande gebracht; und als diese nun in voller Blüte standen, führte ich meine Emilie dahin, und überraschte sie durch den un-

erwarteten Anblick. Ihre lebhafte Freude darüber hatte etwas sehr Rührendes für mich, und versetzte mich in eine wehmüthige Stimmung. O Emilie! rief ich aus, ich war ungerecht gegen diese Blumen und dich! Ihr verblüht hier Beide in dieser Einöde, von Niemand gesehen und von Niemand gekannt, und Ich war es, der euch hieher führte!

Lieber Schwärmer, antwortete sie, indem sie ihren treuen Arm um meinen Nacken schlang, wie kannst du so sprechen? Sieht Gott, siehst du, sieht die Sonne uns nicht? Besuchen nicht Bienen diese Blumen? und hast du ihnen hier nicht ein neues Mahl bereitet, welches auch uns wieder zu Statten kommen wird?

So wußte diese liebe, heitere Seele den Trübsinn, wozu ich nur gar zu viel Hang hatte, immer zu verscheuchen, und mich aufrecht zu erhalten, wenn ich unter der Last meines schweren Verhängnisses erliegen wollte. Was wäre, ohne sie, aus mir geworden?

Hier sahen wir Emilien auf uns zukommen. Wattines benützte einen Vorwand, die Rührung seiner tieffühlenden Seele zu verbergen, und ging, indem er seine edle Gattinn bei mir zurückließ.

4.

Fortsetzung und Beschluß der Geschichte des Herrn von Wattines und seiner Gattinn.

Die treffliche Frau meines Freundes ließ sich bewegen, den Faden ihrer beiderseitigen Geschichte da wieder aufzunehmen, wo ihr Gatte ihn hatte fallen lassen. Ich leitete die Erzählung durch die Frage ein: ob ihr nicht vor dem ersten Winter, den sie auf der Insel hätten verleben müssen, besonders bange gewesen sei?

Allerdings! antwortete sie. Der Winter ist für Menschen, die nicht alle ihre Bequemlichkeiten haben können, überall eine traurige und harte Jahrszeit, vornehmlich aber in Amerika. Nur mit Mühe gewöhnen sich Europäer an die hiesigen Winter. Amerika hat eigentlich nur drei Jahrszeiten: Sommer, Herbst und Winter*). Vom Herbstmonate an bis in den Reifmonat (November) ist die Witterung paradiesisch. Dann wechseln kalte Regengüsse und Schneegestöber mit einander ab. Gegen Weihnachten führen Nordwestwinde auf einmahl den strengsten Winter herbei. Die Erde wird hoch mit Schnee bedeckt, die Luft selbst scheint zu Eis gefroren zu sein. Indessen bleibt sie hell und klar. Der Himmel ist unbewölkt; kein Nebel hindert hier die Erdbewohner, zu ihm aufzusehen, kein Wolkenschleier die Sonne, zu ihnen hinabzublicken. Mit dem Anfange des Maies verschwindet der Schnee, und acht oder zehn Tage nachher ist Alles grün und Alles in voller Blüte. Man glaubt, durch einen Zauberschlag aus dem Lande des Winters in das Land des Sommers versetzt zu sein.

Indeß, fuhr sie fort, auch diese rauhe Jahrszeit verfloß uns, unter nützlichen Beschäftigungen, auf eine gar nicht unangenehme Weise. Bald machte ich Lichter von Wachs, bald schmelzten wir Fischotter- und Biberfett für die Lampe aus, bald spannen, bald lasen wir zusammen, bald strickten wir Netze zum Fisch- und Vogelfange, bald theilte mir mein Karl etwas von seinen Kenntnissen durch mündlichen Unterricht mit. Selbst den

---

*) Voltaire fand in unserm Deutschen Vaterlande gar nur zwei, nämlich die Winter- und die Schlechtwetterzeit. O, über das schöne Land, rief er aus, wo man sieben Monate Winter, und fünf Monate schlecht Wetter hat!

Nutzen und den Gebrauch seiner Meßwerkzeuge, ja sogar — Sie werden mich auslachen! — sein Latein mußte er mir lehren. Mit dem letzten ging es freilich nur stümperhaft, weil Wattines zwar einige Lateinische Werke, aber kein Wörterbuch und keine Sprachlehre unter seinen Büchern besaß. Gleichwol kamen wir endlich doch dahin, daß wir Stücke aus Cicero's Werken, aus dem Horaz und Virgil, doch nicht ohne Mithülfe Französischer Uebersetzungen, in der Ursprache zusammen lesen konnten. Auch im Englischen mußte Karl mir einigen Unterricht geben, welches mir in der Folge, wie Sie hören werden, wohl zu Statten kam.

Wie lernten wir hier den Werth der Kenntnisse, wie das hohe göttliche Geschenk der Druckerkunst schätzen! Durch sie waren wir, von allen lebenden Menschen getrennt, von dem Geiste und Herzen der besten und weisesten Menschen aller Zeiten umgeben, und es fehlte uns nie an eben so nützlicher, als angenehmer Gesellschaft. Wie viel hätten wir entbehrt, wenn wir uns dieser Gesellschaft nicht zu erfreuen gehabt hätten! So aber fühlten wir, bei der täglichen Erweiterung unserer Kenntnisse, bei der Veredelung unseres Wesens durch sie und ihre Anwendung, uns oft so glücklich, daß wir unsere Einsamkeit segneten, weil wir, ohne sie, schwerlich eben so emsig und eben so rastlos an unserer Veredelung würden gearbeitet haben.

Auch unsere Begriffe von Tugend und Laster, von Verdienst und Unverdienst, von Glück und Unglück, wurden jetzt, da das Urtheil oder die Vorurtheile anderer Menschen keinen Einfluß mehr auf uns hatten, mit jedem Tage mehr und mehr berichtiget. Manches, was ehemahls einen hohen Werth in unsern Augen gehabt hatte, erkannten wir jetzt für nichtswürdig;

manches Andre hingegen, worauf wir in den Zeiten des Glücks kaum zu achten gewürdiget hatten, schien uns jetzt ein großes Gut zu sein. Die Mode und das herrschende Vorurtheil, wonach wir uns ehemahls richten mußten, gingen uns jetzt nichts mehr an. Wir lebten uns, und folgten der Natur. Und die Natur lohnte uns mit ihrem reichen mütterlichen Segen. Wir genossen einer ununterbrochenen, festen Gesundheit, unsere Kräfte wuchsen, und mit ihnen unsere kleinen nützlichen Geschicklichkeiten. Nie hinderte Unverdaulichkeit unsern Schlaf; nie plagte uns Langeweile. Liebe und Arbeit würzten jedesmahl unsere einfachen Gerichte, und keine Stürme widerwärtiger Leidenschaften trübten das kleine klare Bächlein unsers natürlichen und harmlosen Lebens.

Von der Verbesserung meiner eigenen weiblichen Denkart mag folgende kleine Geschichte zeugen.

Eine Unbequemlichkeit unserer Wohnung fiel uns, trotz aller unserer Genügsamkeit, doch zuweilen sehr zur Last; die des Mangels eines Fensters von Glase. Besonders fühlten wir den Abgang des Lichts beim Lesen und ähnlichen Beschäftigungen an stürmischen Wintertagen, wo es draußen nichts zu arbeiten gab. Nun fiel meinem Karl von ungefähr ein Spiegel in die Hand, welchen ich, als ein mir jetzt unnöthiges Werkzeug, zwischen die Bücher gepackt hatte. Er war einen Fuß hoch und ungefähr eben so breit. Er betrachtete ihn, und sagte: „Wenn du nichts dawider hättest, so würde ich die Hälfte dieses Spiegels dadurch, daß ich die Unterlage wegkratzte, zerstören, und ihn dann als eine Fensterscheibe in eins unserer Leinwandfenster befestigen." „Wenn ich nichts dawider hätte?" rief ich, indem ich ihn recht herzlich für den glücklichen Einfall umarmte; ich habe so wenig etwas dawider, daß ich dich vielmehr

recht inständig bitte, den ganzen Spiegel zu zerstören, damit er uns ganz zum Fenster dienen könne." Da er noch etwas anstand, mir diese Bitte zu gewähren, erinnerte ich ihn, daß in meinem Englischen Nähzeuge noch ein ganz kleines Spiegelgläschen sich befinde, womit ich, wenn ich bei meinem ländlichen Anzuge ja einmahl einen Spiegel nöthig haben sollte, vollkommen ausreichen könnte. Jetzt erfüllte er meinen Wunsch. Unsere Glückseligkeit erhielt dadurch einen wesentlichen Zuwachs. Denn da das Fensterchen nahe bei unserm Herde angebracht wurde, und eine schöne Aussicht auf den See eröffnete, so konnten wir uns nun zugleich wärmen und umsehen. Auch wurde uns das Lesen und Arbeiten dadurch sehr erleichtert, und wir konnten jetzt, selbst bei stürmischem Wetter, Alles bemerken, was sich auf dieser Seite unserer Hütte zutrug, ohne erst durch Eröffnung eines Leinewandfensters den Wind, den Regen oder das Schneegestöber einstürmen zu lassen. Da nun mein Karl auch die Geschicklichkeit gehabt hatte, über unserm Herde von dem aufgefundenen Thone einen vollkommen guten Rauchfang anzulegen, so genossen wir nunmehr, bei demselben stehend oder sitzend, aller Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des stillen häuslichen Lebens, auf die wir in unserer Lage nur immer Anspruch machen konnten.

Unser erster Winter verfloß daher ungleich angenehmer, als wir hatten erwarten können. Nur eine Sorge lag schwer auf meinem Herzen, die ich aber, so lange es immer möglich war, für mich allein behielt, um meinen theuern Gatten nicht früher zu ängstigen, als bis ich es nicht mehr würde vermeiden können. Ich fühlte, daß ich im nächstbevorstehenden Sommermonate (Junius) Mutter werden sollte. Diese Aussicht, in einer

Lage, in welcher ich auf keine andere Hülfe, als die der allgütigen Vorsehung, rechnen konnte, machte mich oft im Stillen schaudern. Indeß beruhigte mich doch einigermaßen die Hoffnung, daß wir zu jener Zeit nicht mehr allein sein, sondern die redlichen Fischer, ihrem Versprechen gemäß, wieder auf einige Zeit zu Gesellschaftern haben würden, die dann wenigstens meinen armen Mann mit Rath und That würden unterstützen können. Sie konnten mir auch vielleicht aus irgend einem, nicht gar zu fernen Landhause, die mir nöthige weibliche Hülfe verschaffen. O Gott, wie groß war meine Sehnsucht nach diesen guten Leuten! Wie oft stand ich gegen die Zeit, da sie wieder zu kommen versprochen hatten, an dem Ufer des Sees mit beklemmter Brust, und schaute sehnsuchtsvoll nach dem entgegengesetzten Strande hin, wo ihre Wiedererscheinung mich beglücken sollte. Aber ach! immer umsonst!

Sie war bei diesen Worten sehr bewegt, und drückte den kleinen Karmil, welcher neben ihr stand, fest an ihre Brust. Armer Unschuldiger, sagte sie, du theiltest meine Angst, ohne es zu wissen! Sie war unvermögend, mehr zu sagen, als: mein Mann wird Ihnen das Uebrige erzählen. Und so verließ sie mich.

Meine Erwartung war gespannt. Ich eilte, Wattines aufzusuchen, um ihn zu bitten, mich über den ferneren Verlauf des wichtigsten Abschnitts ihres einsamen Lebens nicht lange in Ungewißheit zu lassen. Er war auch gütig genug, sich zur Fortsetzung dieser rührenden Geschichte sogleich bereitwillig zu zeigen; aber, setzte er hinzu, das wird sich besser auf unserer Insel erzählen lassen, weil es Ihnen nicht gleichgültig sein wird, auch das Oertliche des allermerkwürdigsten Auftrittes unsers Lebens zugleich mit in Augenschein

zu nehmen. Es wurde festgesetzt, daß wir am folgenden Tage hinüberschiffen wollten.

Es geschah. Wattines führte mich zuerst in die Hütte. Sie werden sich schon müssen gefallen lassen, sagte er, diese gute Hütte noch einmahl zu besuchen. Es ist mir unmöglich, bei ihr vorbeizugehen, ohne aufs neue das Andenken an jene, bald angstvollen, bald unaussprechlich seligen Stunden zu feiern, die ich unter diesem Dache verlebt habe. Ach! fuhr er fort, da wir hineingegangen waren, unter allen Sorgen und Bekümmernissen, die mich hier gedrückt haben, war doch keine so groß und schwer, als diejenige, welche mein Herz von dem Augenblicke an belastete, da ich Emiliens Schwangerschaft bemerkt hatte. Ich sah, daß der Engel, aus Schonung für mich, ein Geheimniß daraus machen wollte, und mußte nun, um ihrer zu schonen, mich stellen, als habe sie ihren Zweck bei mir erreicht. Desto jämmerlicher aber war mein Zustand.

Auch ich suchte mich anfangs durch die Hoffnung zu beruhigen, daß unsere Freunde, die braven Fischer, nun bald zurückkommen, und mich mit Rath und Hülfe unterstützen würden. Aber als die Zeit, in der wir sie erwarten mußten, beinahe vorüber und es nun leider! mehr als wahrscheinlich war, daß wir sie, dieses Jahr wenigstens, nicht wieder sehen würden, da stieg meine Angst zu einem Grade, der mit Worten nicht beschrieben werden kann.

Es mußte jetzt, wenn ich unter der Bürde dieser Angst nicht erliegen sollte, zwischen Emilien und mir endlich zu einer Eröffnung kommen. Um dieselbe auf die sanfteste Weise einzuleiten, ergriff ich einen Band der Encyklopädie, worin der Artikel: von der Pflege der Gesundheit einer schwangern Frau, enthalten ist,

setzte mich damit, und las. Nicht lange, so kam Emilie herbei, und lehnte sich über meine Achsel, um zu sehen, was ich läse. Ich umschlang sie mit einem meiner Arme. Nach einigen Augenblicken fühlte ich ihre Hand zittern, ihr Herz klopfen. Ich drückte sie an mich, sah mit schmelzender Liebe zu ihrem holden Angesichte empor, und sagte in dem sanftesten Tone, den meine Stimme anzugeben vermochte: Emilie! warum zittert deine Hand? Warum weicht dein Auge meinen liebevollen Blicken aus? Plötzlich stürzte ein Strom von Thränen aus ihren schönen Augen; sie schlang beide Arme fest um meinen Hals, und sagte schluchzend: Ach, Karl! du hast es also errathen? — Ja, meine Liebe, antwortete ich, indem ich meine heißen Lippen auf die ihrigen drückte; dein Geheimniß ist das Heiligthum meiner Seele, das ich höher achte, als mein Leben.

O, mein theurer Karl! rief sie jetzt, vergib, vergib der Natur und mir den Zuwachs an Last und Sorgen, den ich dir gebären werde! Aber Gott wird dich unterstützen und segnen.

Ja, meine gute Emilie, antwortete ich, er wird mich durch dich segnen, er wird mich um deiner Tugend und um der Unschuld unsers Kindes willen unterstützen.

Nun bekamen unsere lange verhaltenen Gefühle Luft, die vertrauliche Eröffnung war eingeleitet, und wir konnten von nun an mit einer Art von Heiterkeit und Ruhe über diese unsere große Angelegenheit uns unterhalten. Wir lasen in Büffon und in der Encyklopädie die Naturgeschichte des Menschen, um für das nahe Bedürfniß nützliche Kenntnisse einzusammeln. Emilie musterte auch unser Leinenzeug, und nähete fleißig, um für den geliebten kleinen Fremdling, den sie unter

ihrem Herzen trug, alles Nöthige auf die Zeit seiner Ankunft vorzubereiten.

Wattines hatte die Hütte jetzt mit mir verlassen, und führte mich nach der entgegengesetzten Seite der Insel, wo ich noch nicht gewesen war. Unterweges fuhr er fort:

Noch immer hatten wir eine, wenn gleich schwache, Hoffnung unterhalten, daß unsere Freunde, die Fischer, doch vielleicht noch kommen könnten. Tausendmahl hatten wir über den See hin nach ihnen ausgesehen; aber immer umsonst. Jetzt, da die Zeit der Zugfische, um welcher willen sie hieher zu kommen pflegten, gänzlich verstrichen war, erlosch das letzte Fünkchen unserer Hoffnung. Emilie blieb indeß gefaßt und, wenigstens dem Ansehen nach, heiter; nur ich versank in unaussprechlichen Kummer. Die Frage: was aus dem geliebten Weibe, was aus ihrem Kinde, und was aus mir werden sollte, wenn sie in der bevorstehenden bangen Geburtsstunde aller Hülfe entbehren sollte, lag wie eine Welt auf mir, und beklemmte mein Herz mit solcher Angst, daß ich nicht wußte, wo ich bleiben und wozu ich schreiten sollte. Emilien entging mein Zustand nicht; sie hatte verschiedentlich, theils, um mich durch Arbeit zu zerstreuen, theils aber auch, um einen Plan, über welchem sie zu brüten schien, desto ungestörter zur Reife zu bringen, mich von sich zu entfernen gewußt. Da aber meine Angst es mir unmöglich machte, sie lange aus dem Auge zu verlieren, so beobachtete ich einige Mahle von fern, daß sie zu solchen Zeiten nach demjenigen Ufer der Insel ging, wohin ich Sie jetzt führe, und eine Zeit lang nach dem gegenüberliegenden Strande blickte. Auch hatte sie, um eben diese Zeit, mich zuweilen gebeten, wieder mit ihr zu schwimmen, um, wie sie sagte,

nicht aus der Uebung zu kommen. Der Zusammenhang zwischen Diesem und Jenem war mir ein Räthsel.

Dieses Räthsel sollte mir jetzt aufgeschlossen werden. Emilie, welche nunmehr alle ihre Maßregeln hinlänglich überdacht und festgesetzt hatte, wünschte sich eine Bewegung zu machen, und führte mich unmerklich bis zu diesem Platze. (Wir waren jetzt auf einem, abwechselnd mit kleinen Blumenstücken geschmückten Schlangenwege bis an das Ende des Gebüsches zu einem offenen, durch angepflanzte Bäume und Moosbänke verschönerten Platze dicht am See gekommen). Hier, fuhr Wattines fort, sollen sie das große Herz meiner einzigen Emilie ganz kennen lernen. Sie faßte hier meine Hand, blickte mich mit liebevoller, aber ernster Miene an, und sagte:

Bester Mann! der Tag ist nahe, an welchem die Natur uns ein süßes Unterpfand unserer Liebe schenken will. Ich habe es unter meinem Herzen vor allen heftigen Bewegungen meines Leibes geschützt; ich bin unabläßig bemüht gewesen, alle leidenschaftliche Aufwallungen, die ihm hätten schädlich werden können, sorgfältig zu vermeiden. Jetzt wünsche ich nun auch, es gesund zur Welt zu bringen. Aber meine und deine gänzliche Unwissenheit in Allem, was bei seiner Geburt zu seiner und meiner Erhaltung geschehen muß, zwingt mich, dir, einen Wunsch zu äußern. —

Welchen? welchen? meine theure Emilie, rief ich hastig aus, indem ich sie mit Heftigkeit an mein Herz drückte. Ich erwartete, daß sie mich bitten werde, hinüber zu den Indiern zu schwimmen, und zu versuchen ob ich Eine ihrer Weiber bewegen könne, auf unsere Insel zu kommen, um ihr Beistand zu leisten, und war bereit, augenblicklich ins Wasser zu springen. Aber das

war nicht ihre Meinung. Schwimme, sagte sie mit fester, ruhiger Stimme, mit mir hinüber zu den Hütten unserer Indischen Nachbaren jenseits des Sees. Dort werde ich Personen meines Geschlechts finden, die mir Hülfe leisten können. Unsere Fischer versicherten uns ja, daß diese Leute gut seien. Mein Anblick und unsere Hülflosigkeit wird sie rühren. Es sind ja Menschen, wie wir; sie werden uns Menschlichkeit beweisen. Ich sehe, fuhr sie fort, da ich vor Erstaunen über diesen unerwarteten Antrag kein Wort hervorbringen konnte, und unwillkührlich nach jener Gegend hinblickte, wo die Hütten der Indier in der Waldung versteckt liegen, ich sehe, daß deine Blicke die Entfernung jenes Ufers messen; aber fürchte nicht, mein Lieber, daß ich unter der Anstrengung des Schwimmens erliegen werde. Ich habe ja erst in diesen Tagen meine Kräfte durch Schwimmen geprüft, und gefunden, daß sie hinreichend sind. Und sollte ich nicht mit Zuversicht darauf rechnen dürfen, daß Gott mir beistehen wird, eine der heiligsten Pflichten zu erfüllen, die er mir aufgelegt hat? Uebrigens habe ich in diesen Tagen das ganze Ufer untersucht, und gefunden, daß dis die beste Stelle zum Uebersetzen sein wird, weil hier der See am schmalsten ist.

Sie können sich meine Empfindungen bei diesem Antrage denken. Schmerz, Liebe und Bewunderung warfen mich zu ihren Füßen hin. Ich beschwor sie, indem ich ihre Knie umklammerte, sich den Gefahren dieses Unternehmens nicht auszusetzen, sondern mich allein hinüberschwimmen zu lassen, um zu versuchen, ob ich eine der Indischen Frauen bewegen könne, hierher zu kommen. Allein Emilie blieb unbeweglich. Ich habe Alles überlegt, sagte sie. Es ist gegen die Sitte jener Weiber, einem fremden Manne zu folgen. Die beste

unter ihnen hat selbst Kinder und einen Mann, der sie liebt. Wie sollte sie diese verlassen, um zu einer Unbekannten zu schwimmen, von der sie mit Recht erwarten kann, daß sie, wenn sie ihrer Hülfe nöthig hat, zu ihr komme?

Ich nannte sie eine heldenmüthige Mutter. — Auch hoffe ich, antwortete sie schnell und scherzend, daß ich dir einen Helden gebären werde; denn käme es nur auf ein Mädchen an, so bedürfte es ja so vieler Umstände nicht.

Beim Zurückgehn nach unserer Wohnung redete sie von den Zurüstungen zu unserer Reise, und es zeigte sich, daß sie Alles bedacht und schon Alles besorgt und zurechtgelegt hatte. Ein blauer Mannsschlafrock von Leinewand, der ihr auf der Reise zum Staubmantel gedient hatte, das fertige Kinderzeug, ein paar Hemden für sie, und meine Matrosenkleidung sollten in einige Biberfelle gepackt und dieses Bündel im Ueberschwimmen vor uns hingestoßen werden, damit sie sich am jenseitigen Ufer trocken kleiden könne. Unser ganzes Hauswesen war gleichfalls schon für die Zeit unserer Abwesenheit bestellt; nur für die Hühner mußte noch gesorgt werden. Ich machte eine Umzäunung auf einem Platze, wo sie Gras hatten, grub Gefäße in die Erde, die ich mit Wasser anfüllte, und streuete so viel Futter umher, als nöthig zu sein schien. Wie beklemmt mir das Herz dabei war, und in welchem Zustande ich die Nacht hinbrachte, versuche ich nicht, Ihnen zu beschreiben. Einem Missethäter, der am folgenden Tage aufs Blutgerüst geführt werden soll, kann nicht schrecklicher zu Muthe sein.

Die Nacht war jetzt vorüber. Emilie trieb. Als ich sie der Hütte, den Hühnern, den Blumen Abschied

sagen hörte, und von ihrer Hand mich fortgezogen fühlte, glaubte ich, der Athem würde mir vergehn. Ich schwankte an ihrer Seite. Der heldenmüthige Engel war zwar auch gerührt; aber dabei gefaßt, heiter und ruhig. Sie warf noch zuletzt der aus unsern Augen verschwindenden geliebten Hütte Küsse zu, und ging nun raschen Schrittes mit mir fort zu diesem Platze.

Hier rüstete sie sich muthig und sogar scherzend zum Schwimmen. Sie umarmte mich noch einmahl, und blickte, an meine Brust gelehnt, zum Himmel. Ich konnte nicht reden; ich konnte nur zu Gott hinaufsehen, und ihm nur heiße Thränen, statt eines Gebetes um Beistand, darbieten. Ich schloß dabei Emilien fest in meine Arme; aber sie wand sich los, und sagte: Komm, mein Freund, die Sonne muß uns noch hinübergeleiten. Damit eilte sie ins Wasser. Als sie tief genug hineingegangen war, und nun zu schwimmen anfing, blickte sie noch einmahl nach der geliebten Insel zurück, schöpfte dann Wasser in ihrer hohlen Hand, küßte es, streichelte die Wasserfläche umher, und sagte mit bittender Stimme: Tragt mich wohl hinüber, ihr freundlichen Fluten! — Ich schwamm, Gott sah, in welchem Zustande! ihr zur Seite. Der einzige Trost, der mich aufrecht hielt, war der, daß ich sie nicht überleben würde, weil ich fest entschlossen war, sie bei entstehender Gefahr, entweder zu retten, oder mit ihr zugleich zu sterben.

Gott begleitete uns. Wir kamen glücklich hinüber. Vor Freude zitternd umarmten wir uns. Dann half ich Emilien anziehen, und nun machten wir uns auf den Weg nach den Hütten, die wir durch dichtes Gebüsch hervorragen sahen.

Gleich bei der ersten fanden wir zwei Weiber, die ihren Kindern gekochten Mais zu essen gaben. Sie be-

trachteten uns einen Augenblick mit Verwunderung; dann sprang die Eine auf, und sah des Weges hin, auf welchem wir kamen, vermuthlich, um wahrzunehmen, ob nicht noch mehr Leute folgen möchten. Emilie winkte ihr ein Nein! zu, faßte sie bei der Hand, zeigte auf ihren hohen Leib, und trug ihr in gebrochenem Englisch ihre Bitte so rührend vor, daß die Indierinn, ohne die Worte zu verstehn, doch die Bedeutung derselben durch die begleitende Zeichensprache errieth. Die gute Frau suchte nun auch von ihrer Seite sich verständlich zu machen; sie legte die Hand auf die Brust, wobei sie einige abgebrochene Silben mit sanfter Stimme hören ließ, streichelte hierauf wohlwollend Emiliens Hand, zeigte ihr den Eingang der Hütte, ließ sie neben sich sitzen, besah und befühlte ihre Kleidung, und gab ihr hastig durch Zeichen zu verstehen, daß sie den Gürtel, welcher den Schlafrock zusammenhielt, sogleich lösen möchte, weil er ihr und ihrem Kinde schaden würde.

Die andere Frau, welche uns verlassen hatte, kam jetzt eilend zurück, und brachte einen starken jungen Mann mit, der einen kleinen muntern Knaben an der Hand führte. Dieser blickte mir scharf in die Augen, und fragte auf Englisch, was wir wollten? und wo wir herkämen? Ich antwortete eben so kurz, von der Insel! Emilie, die über den Ton der Frage und der Antwort erschrocken war, schmiegte sich mit dem einen Arme an mich, streckte den andern gegen das Kind aus, und sagte, sich gegen den ernsten Indier hinbeugend, mit flehender Stimme, o, laß mich hier, um deines Sohnes willen, diesem guten Manne auch einen Sohn gebären! Aber nun waren auch ihre Kräfte erschöpft. Sie sank halb ohnmächtig in meine Arme. Die Eine der guten Weiber half mir, sie zu unterstützen, die

Andere holte eine Bärenhaut aus der Hütte, um sie darauf zu legen. Der Indier aber, der uns mit stummer Empfindung zugesehen hatte, streckte die Hand gegen den Himmel aus, und sagte mit Nachdruck: bei dem Gotte der Sonne und der Erde, du sollst hier sicher wohnen und Hülfe haben! Hierauf rannte er eiligst fort, kehrte aber eben so schnell zurück, und brachte einen Armvoll weichgeklopfter Biberfelle, breitete sie auf dem Boden aus, und winkte Emilien, sich darauf zu legen. Da diese etwas schüchtern, warum? fragte, antwortete er freundlich, du mußt ruhen, denn dein Sohn wird dich oft müde machen, bis er so groß ist, als dieser da. Mit diesen Worten hob er den vierjährigen hübschen Knaben auf, und küßte ihn herzlich.

Emilie war gerührt. Sie weinte, und küßte dem Knaben die Hände. Auch mir trat eine Thräne ins Auge. Der Indier aber wischte sie mir rasch weg, und sagte: Komm, sei ein Mann! Laß das Weib bei den Weibern. Meine Schwester ist gut. Ich stutzte, und wollte Emilien nicht verlassen. Diese aber bat mich selbst, dem Manne zu folgen. Ich bin in Gottes Schutz, sagte sie, und habe Vertrauen zu diesen Töchtern der Natur. Ich ging also.

Der gute Indier suchte mich zu zerstreuen. Er sagte mir, daß die Männer der beiden Weiber mit andern jungen Leuten sehr weit hin auf der Jagd wären, und daß diese Beiden unterdessen, weil sie sich liebten, zusammen in einem Wigwham (so nennen sie ihre Hütten) wohnten. Wir gingen unter blühenden Akazien hin bis an das Ufer des Sees. Der Indier zeigte nach der Insel und sagte: Dort ist deine Heimath! Dort zwischen den Bäumen steht dein Wigwham! Er bemerkte

die Sehnsucht, womit ich hinüberblickte, und es war ihm recht, daß ich meine Erde liebte.

Freundlich fragte er: hast du auch Mais und Squash *). Mais habe ich, war meine Antwort, aber das Andere kenne ich nicht. Du sollst es haben, versetzte er, und dann deine Erde noch mehr lieben. Ich fragte ihn, wo er Englisch gelernt hätte? und er antwortete mit einem Gemisch von Trauer und Stolz: von meinem Vater Nesquehiounah, sonst auch der Oberst Louis genannt, der den Amerikanern ihre Freiheit erfechten half. Wie erstaunte ich, als ich diesen Namen hörte! Mein Vater und mein Oheim, welche in dem Englisch-Amerikanischen Kriege an der Seite dieser Indischen Helden fochten, hatten mir oft mit großer Achtung von ihm erzählt. Er war eigentlich ein Irokese, leistete aber den Amerikanern durch Verstand und Muth so gute Dienste, daß er bis zum Obersten befördert wurde. Nach geendigtem Kriege kehrte er nicht in seine Heimath zurück, sondern ließ sich bei den Indiern zwischen dem Oneida- und Ontario-See nieder. Vorher kam er nach Neuyork, um mit einem seiner Europäischen Freunde noch einmahl die Friedenspfeife zu rauchen. Er war schon wieder ganz als ein Indier gekleidet. „Die Oneida's," sagte er, „haben mir ein Stück Land und Wald hier am See gegeben (auf eine an der Wand hängende Karte zeigend). Mein Weib und meine Kinder haben schon einen Wigwham dort errichtet. Ich kann nicht mehr nach meiner alten Wohnung in Kanada zurück. Die Krieger des Königs Georg wissen, was durch mich geschehen ist; sie würden sich rächen wollen, und die Meinigen stritten wieder gegen sie.

*) Eine Art großer Kürbisse.

Aber die Blätter des Baums meines Lebens beginnen zu welken, der Kopf des Nesquehiounah wird weiß. Nachdem ich mich so lange bewegt und bemüht habe, will ich nun nichts mehr, als meine Pfeife in Ruhe rauchen. Wohin sollte ich sonst meine Bärenfelle tragen, als an einen Ort des Friedens? Meine Augen werden dunkel, meine Ohren fangen an zu verrosten, ich bin zum Jagen zu alt. In dem nahen Flusse bei meinem Wigwham will ich Salme fangen, mein Weib wird sie räuchern, meine Kinder gehen auf die Jagd und bauen Mais. Ruhe ist der Reichthum der Alten, deßwegen habe ich die Europäische Schale abgelegt, und meine vaterländische Rinde wieder genommen."

Ein paar eben erst angekommene Europäer, welche zugegen waren, und ihn anfangs mit einer Art von Schauer angeblickt hatten, staunten, da sie ihn so sehr deutlich Englisch reden hörten. Sie wandten sich jetzt an den Hausherrn, und fragten auf Französisch: ist das nicht ein Wilder? Aber wie erschraken sie, als hierauf der vermeinte Wilde ihnen eben so fertig nun auch in ihrer Sprache rasch antwortete:

„Ein Wilder? Ihr Leute vom Aufgange der Sonne habt wunderliche Begriffe. Ich ein Wilder? O, ich habe lange genug unter den Weißen gelebt, um zu wissen, daß *sie*, nicht *die Menschen im Walde*, Wilde sind! Haben wir Gefängnisse und Rechtshändel, wie sie? Belügen und betrügen wir einander, wie sie? Sind wir nicht frei, wie die Vögel des Himmels, und sie Sklaven, wie die Hunde? Haben wir ihre Thorheiten, ihre Laster, ihre Krankheiten, ihren Kummer? Nein, sage ich euch! Wir ehren das Alter, ihr verachtet es. Eure brennenden Wasser schmecken gut, aber machen uns toll. Ich und die Meinigen sagen: das

Land, wo der Tag anfängt, ist ein schlechtes Land, und nicht so gut, wie das unsrige. Dort geht die Sonne nur vorbei, hier geht sie zur Ruhe. Ein Europäischer Pfaff sagte mir einmahl, daß unser Leben zu leer sei. Jetzt weiß ich, daß das eurige zu voll ist. Ein böser Geist treibt euch, und läßt euch keine Ruhe, bis ihr sterbet. Kitschi Manithu *) wird für uns sorgen. Er ist gut und der Vater aller Menschen. Er gebe dir, fuhr er fort, indem er seinem Freunde die Hand schüttelte, gute Gedanken, bis du nach Osten zurückkehrst. Wenn du jemahls an die Gewässer des großen Ontario reisest, so frage nach dem Wigwham des Nesquehiounah. Du wirst unter seiner Baumrinde Schutz und Speise finden."

Sie verzeihen mir, fuhr Wattines fort, diese kleine Abschweifung von meiner Geschichte. — So sah ich mich also mit meiner Gattinn auf einmahl in einer mir schon längst bekannten Familie! Der wackere junge Indier freuete sich, als er mich von der mir bekannten Tapferkeit und Klugheit seines Vaters mit Hochachtung reden hörte; er führte mich in seine eigene Hütte, und zeigte mir die Stelle, wo er starb. Nun ließ er mich aus seiner Pfeife rauchen, gab m aber bald darauf eine eigene, und nachdem ich einige Züge daraus gethan hatte, tauschte er mit mir, und sicherte mir dadurch seine Freundschaft zu. Dis ist die allgemeine Sitte dieser Indier. Hat man die Pfeife mit ihnen gewechselt, so kann man sich auf ihre Freundschaft verlassen.

So erfreut ich nun aber auch über dieses Merkmahl seines Wohlwollens war, so konnte ich doch meiner Sehnsucht nach Emilien nicht länger widerstehen,

*) Die Gottheit dieser Indier.

und bat ihn daher, mich zu ihr zurückzuführen. Sie saß in der Hütte, zwischen den beiden Indierinnen, die ihr freundlich zuredeten. Es machte sie glücklich, mich wiederzusehen. Sie fühlte, sagte sie mir, daß ihre Entbindung nahe wäre; die Anstrengungen beim Schwimmen und die Erschütterungen ihrer Seele hätten die Zeit beschleuniget. Sie hätte freilich gewünscht, daß ich die Nacht über bei ihr bleiben möchte, allein da sie gewiß wäre, daß die Weiber mich nicht in der Hütte dulden würden, so bäte sie mich nur, in der Nähe zu bleiben. Kaum hatte ich diesen Wunsch meinem Indier mitgetheilt, so eilte er, mir neben der Hütte, mit einem Bärenfelle, mit fünf Stangen und Birkenrinde, einen eigenen halben Wigwham zu machen. Die Weiber gaben uns unterdeß von einem in Asche gebratenen Squash oder Kürbisse und geröſteten Mais zu essen. Wir fanden Beides, so bereitet, wirklich sehr wohlschmeckend. Statt der Löffel mußten wir uns länglicher Muschelschalen bedienen.

Ich bat den Indier, seiner Schwester zu sagen, daß sie Emilien lieben möchte, weil man ihre Aeltern, so wie auch meinen Oheim und Bruder gemordet habe. Sie vernahmen dis mit theilnehmenden Gefühlen, bei dem Worte B r u d e r aber faßte die gute Indierinn die beiden Hände des ihrigen, und drückte sie mit Innigkeit an ihre Brust. Sie sagte dabei Etwas in ihrer Landessprache, welches ihr Bruder mir so erklärte: A l h a (so hieß sie) sagt, daß du weißer Mann unglücklich bist, keinen Bruder mehr zu haben.

Mit dem Einbruche der Nacht wuchs meine Unruhe, weil ich Emilien leiden sah. Gleichwol mußte ich mich entfernen, und die Weiber machten die Hütte ringsumher ganz zu. Der Indier ging schlafen. Mich

aber trieb die Angst ins Freie. Ich warf mich nieder und betete. Ach, nie, nie war mein Herz gepreßter, als in dieser angstvollen nächtlichen Stunde. Ich kehrte wieder zurück, lag eine Zeit lang an der Schwelle der Hütte, und lauschte. Da aber bald Alles still darin wurde, so vermuthete ich, daß meine Emilie und die guten Weiber mit ihr eingeschlafen wären, und kroch nun selbst auch unter mein Bärenfell. Von Angst und Kummer ermüdet, schlief ich ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich gelegen haben mochte, als ich durch die wimmernde Stimme eines schreienden Kindes geweckt wurde. Gott! wie durchdrang diese Stimme mein Herz! Ich taumelte gegen die Hütte, rief Emilien, und suchte hineinzudringen. Sie antwortete mir: „Sei ruhig, lieber Karl, und danke Gott für das Leben deines Sohnes! Mir ist wohl, aber selbst in meines Vaters Hause würde ich dir in diesem Augenblicke den Zutritt versagen müssen.“ Ich blieb, außer mir vor Sehnsucht und Entzücken, neben der Hütte auf meinen Knien liegen, und benetzte den Boden mit heißen Freudenthränen, die ich dankbar zu Gott weinte.

Als der Himmel sich röthete, kam der gute Indier, um sich nach mir umzusehen, ehe er auf die Jagd ginge. Er gab mir eine schon angezündete Pfeife, und freuete sich meines Glücks, da ich ihm sagte, daß mir ein Sohn geboren wäre.

Jetzt erlaubte mir Emilie, zu ihr zu kommen. Ich stürmte wonnetrunken in die Hütte, stürzte neben ihr nieder, und benetzte ihren Schooß mit süßen Freudenthränen. Aber wie zerriß es zugleich mein Herz, sie als Wöchnerinn in dieser armseligen Hütte, auf Biberfellen liegend, ihr Kind, mit einer Fischotterhaut bedeckt, in ihren mütterlichen Armen, und nicht weit von

ihr die beiden Indischen Weiber mit drei Kindern im tiefen Schlafe zu sehen! Ach, Emilie, schluchzte ich, du und unser Sohn in dieser Lage!

Gott sei dafür gedankt! antwortete sie. In Paris würden Robespierre's Fischweiber die Edelfrau und ihren Sohn nicht so liebreich gepflegt haben, als ich und dein Kind es in dieser Hütte sind. Lieber! setzte sie hinzu, wir haben nichts, um diese guten Weiber zu belohnen. Gib Einer von ihnen deinen Trauring, ich gebe den meinigen der Andern. Wir haben hier ein besseres Unterpfand unserer Liebe, und gebrauchen nun der goldenen nicht mehr.

Sie wünschte hierauf, daß ich, ehe die Weiber erwachten, das Kind taufen möchte. Kniend nahm ich aus einem hölzernen Napfe, welcher neben ihr stand, einige Tropfen, und verrichtete den kristlichen Gebrauch. Ach! wir hätten keines Wassers dazu bedurft, so reichlich flossen unsere Freudenthränen auf des Kindes Stirn! Ich wollte es nach dem geliebten Namen der Mutter Emil nennen; aber sie verlangte, daß ich den meinigen hinzufügen sollte, und so erhielt der Knabe den Namen Karl Emil, woraus in der Folge die Abkürzung Karmil entstand.

Bald nachher erwachten die Weiber, und standen auf, um Mais zu kochen. Davon gaben sie ihren Kindern und mir. Für Emilien stellten sie auch einen Theil mit einer Muschel hin, und wollten nun zu ihrer Feldarbeit gehen. Ich faßte die Hand der Alha, deutete auf Emilien und ihr Kind, gab ihr meine Dankgefühle durch Zeichen zu verstehen, und steckte ihr den Ring an den Finger; Emilie that ein Gleiches mit der andern Frau. Beide schienen darüber vergnügt zu sein,

belehrten hierauf Emilien durch Zeichen, wie sie das Kind behandeln müsse, und verließen uns.

Emiliens Wohlsein schien mir ein Wunder. Ich ergoß mich in Dank- und Freudenthränen darüber.

Wir erinnerten uns, gelesen zu haben, daß die Indier sich geschmeichelt fühlen, wenn man ihren Namen annimmt, und beschlossen, diesen Umstand zu benützen. Als daher mein Freund gegen Abend zurückkam, und mich fragte, ob ich noch froh sei? hob ich meinen Sohn in der Thür der Hütte gegen die Sonne empor, und nannte ihn Nesquehiounah, worüber mein Indier und seine Schwester ihre große Zufriedenheit bezeigten. Der Mann faßte die eine Hand des Kindes, und sagte, Kitschi Manithu soll dich leben lassen und stark machen! Ich will dich jagen und fischen lehren. Dann rief er seinen Hund, streichelte ihn, und sagte zu mir, wenn du einmahl deinen Sohn im Walde verlierst, wie Derik, der Holländer, so rufe mich und meinen Hund, damit wir dein Kind wiederfinden, wie Tewenissa und sein Hund Oniah den Sohn Derik *) fanden. — Sie erinnern sich wol, sagte Wat-

*) Ein Pflanzer am Fuße der blauen Berge hatte seinen vierjährigen Knaben verloren. Die Aeltern und ihre Freunde durchliefen voll Angst die ganze Gegend des Waldes, und riefen unaufhörlich den Namen des Kindes. Umsonst! Der Gedanke, daß ein wildes Thier es zerrissen habe, durchbohrte ihr Herz. Ein Indier, Tewenissa, welcher darauf zukam, sagte: „Gebt mir Schuhe und Strümpfe eures Sohnes, die er erst kürzlich getragen hat.“ Man willfahrte ihm. Er ließ seinen Hund daran riechen, und zog mit der Hand einen Kreis in die Luft. Der Hund lief fort, und nicht lange, so fing er an zu bellen; ein Zeichen, daß er auf der Spur sei. Der Indier lief ihm nach, und geführt von dem scharfriechenden Hunde,

tines, die Geschichte, worauf der Indier anspielte, schon einmahl gehört oder gelesen zu haben? Und, als ich dieses bejahte, fuhr er fort:

Ich ging diesen zweiten Abend glücklicher unter meine Bärenhaut, schlief wohl, und genoß am folgenden Morgen des entzückenden Schauspiels, meinen Sohn an der Brust seiner Mutter liegen zu sehen. Beide befanden sich vollkommen wohl. Meine Frau erinnerte sich bei dem süßen Geschäfte, welchem sie oblag, an den Verlust der Ziege, der sie so sehr geschmerzt hatte, und sagte: o Karl! wie glücklich bin ich durch die Anordnung der Natur. Das Schicksal beraubte mich des angenehmen Genusses der Milch, und die Natur gibt mir Milch für unser Kind. Wohl mir, daß ich dieses nun besser versorgt sehe, als mich selbst!

Wir waren wieder den ganzen Tag allein; indem der Indier abermahls seinen Jagdgeschäften, die Weiber aber ihren Feldarbeiten nachgingen. Nur ein achtjährjähriges hübsches Mädchen setzte sich vor unsere Hütte, und flocht niedliche Körbchen aus Maisblättern. Emilie freute sich über diese Arbeit, wünschte sie zu lernen, um für unsern Karmil eine Fußdecke zu verfertigen, auf der er künftig kriechen könne, und bat mich, diesen Abend mit dem Indier davon zu reden. Dis geschah, und durch seine Vermittelung wurde die kleine Künstlerinn vermocht, ihr während unsers Hierseins zuweilen Unterricht zu geben. Wenige Stunden waren hinreichend, ihr alle dazu gehörige Handgriffe bekannt und geläufig zu machen.

---

fand er das Kind, halb verschmachtet, unter einem Baume liegen. Er brachte es in die Arme des entzückten Vaters, und dieser legte ihm aus Dankbarkeit den Namen seines Retters, Tewenissa, bei.

Ich rauchte wieder mit meinem Indischen Freunde unter den Bäumen vor der Hütte die Friedenspfeife. Seine Schwester brachte Jedem von uns ein großes Stück geräucherten Lachs und Wasser. Beim Genusse dieses kleinen Mahls that ich manche wißbegierige Frage an ihn, und sammelte folgende Züge aus der höchsteinfachen Glaubens- und Sittenlehre dieser Indier.

Sie verehren, unter dem Namen Kitschi Manithu, ein höchstes Wesen, von welchem Alles, was da ist, seinen Ursprung herleitet. Es wohnt, ihrem Glauben nach, gegen Sonnenaufgang. Alle gute Menschen kommen zu ihm. Die Gewitter halten sie für Ausbrüche seines Zorns: dann demüthigen sie sich vor ihm, und bieten Alles, was sie besitzen, ihm zum Opfer an. Sonnenblicke und wiederkehrende Stille nach dem Sturme sind ihnen Beweise der Versöhnung und Güte. Diese feiern sie durch Tanz und Gesang. Eine der höchsten Pflichten, welche sie kennen, ist ihnen die, das Alter zu ehren. Diese ist ihnen überall und unter allen Umständen heilig und unerlaßlich. Für die Alten ist die beste und bequemste Stelle in ihren Wigwhams bestimmt, und diese wird durch doppelte Rindenstücke gegen das Eindringen der Witterung verwahrt. Ihnen gehört auch das Schmackhafteste und Beste von allen ihren Speisen. Wird ein Alter auf der Jagd oder auf der Reise ermüdet, und schläft er ein, so erbauen die Jüngern in größter Geschwindigkeit und in feierlicher Stille einen Wigwham über ihn, damit er vor Wind, Regen und Sonnenstrahlen ruhig schlafen möge. Wohl mochte daher der brave Nesquehionnah es unter die Merkmahle von Wildheit an den verfeinerten Europäern rechnen, daß sie nicht so viel Ehrfurcht gegen das Alter zu he-

gen pflegen, als Diejenigen, welche sie, selbstgefällig genug, Wilde zu nennen belieben!

Ein Tag floß uns jetzt unter diesen guten Leuten, wie der andere, hin. Sie blieben sich immer gleich. Die Gesundheit meiner Emilie und unsers Kindes war vollkommen. Dis machte uns sehr glücklich, aber weckte auch in Emilien die Sehnsucht nach unserer lieben Insel auf. Auch ich verlangte sehr nach ihr zurück; aber wie sollten wir mit unserm Kleinen die Rückreise dahin bewerkstelligen, da uns kein Schiff zu Gebote stand? Die sinnreiche Emilie hatte auch hiezu schon ein Mittel erdacht.

Sie bat mich, einen kleinen Kahn, so groß, wie Karmil ihn nöthig habe, aus Baumrinde zu machen. In diesen, sagte sie, legen wir unsere Biberfelle, binden den Kleinen hinein, und du stößest schwimmend das leichte Fahrzeug mit der Brust vorwärts. Ich schwimme neben dir und ihm.

Die Kühnheit dieses Gedankens erschreckte mich beinahe eben so sehr, als vor ihrer Entbindung der Vorschlag, mit ihr hieher zu schwimmen. Ich äußerte ihr meine Bedenklichkeiten; allein sie wußte sie zu heben. Sie führte mir das Beispiel von Moses Mutter an, die ihr Kind, um es den Verfolgungen des Tirannen zu entziehen, in einem ähnlichen Schiffchen dem Wasser des Nils anvertraute, und setzte hinzu: wir, lieber Karl, werden mit unserm Kinde weniger wagen, weil wir ihm immer zur Seite bleiben. O, wie glücklich werde ich auf unserer Insel mit ihm, mit dir und mit meiner neuerhaltenen Gesundheit sein!

Ich sprach mit meinem Indier darüber. Dieser gab mir Anweisung, einige Weidenstäbe in die Länge und Quere mit einander zu verbinden, sie in der Form ei-

nes Kahns zu biegen, und dann von innen und außen große Platten Birkenrinde darüber zu befestigen. So brachte ich denn wirklich ein recht gutes Schiffchen zu Stande, in welchem ein viel größeres Kind ganz bequem und sicher hätte liegen und übergeführt werden können.

Emilie wollte dem kleinen Indischen Mädchen, ihrer Lehrerinn in der Korbarbeit, zur Vergeltung wieder ein Vergnügen machen, und bat mich, in Ermangelung anderer Mittel dazu, ihr Waldblumen und Bindgras zu holen. Von diesen verfertigte sie nun Kränze und Blumengewinde, womit sie ihr Kopf, Arme und Schultern umschlang, nebst einem Gürtel mit abhangenden Blättern, womit sie ihr den Leib umgürtete. So geschmückt hätte das niedliche hellbraune Mädchen auf einer Bühne als Blumengöttinn auftreten können. Ich führte sie an das Ufer des Sees, und ließ sie in dem spiegelhellen Wasser desselben ihre Gestalt betrachten. Das machte ihr große Freude. Sie hüpfte unsern von der Arbeit zurückkehrenden Hauswirthinnen entgegen, und auch diese fanden großes Behagen an ihr, und dankten Emilien. Diese zeigte nun auch der Kleinen, wie sie dergleichen Blumengewinde selbst machen könne; Ich aber verfertigte unterdeß Pfeifchen für ein Paar Indische Knaben, und unterwies das Mädchen in der Kunst, auf dem Blatte zu blasen, welche jene verschmäht hatten. Die dadurch hervorgebrachten Töne mißfielen ihnen, weil sie für ihre Gehörnerven zu weich waren; dahingegen die scharfen und gellenden Laute, welche die Pfeifen angaben, ihnen viel Vergnügen machten. Der Geschmack der Alten war dem ihrigen hierin gleich.

Es waren, seit Emiliens Entbindung, nur erst zehn Tage verflossen; gleichwol drang sie in mich, daß

ich unsere Rückreise nach der Insel schon morgen mit ihr antreten möchte. Vergebens stellte ich ihr die damit verbundene Gefahr für ihre Gesundheit vor; sie fühlte sich so stark, die Witterung war so warm, und ihr Herz so voll von kindlichem Vertrauen zu der göttlichen Vorsehung, welche sie geleiten würde, daß sie nichts Nachtheiliges davon besorgte. Ich habe ja, sagte sie, nun schon über Jahr und Tag der Natur gemäß gelebt; was für die Pariser Dame tödtlich sein würde, ist nichts für die Tochter der Natur. Ich mußte mich ergeben.

Die guten Weiber, unsere Wirthinnen, vernahmen unsern Entschluß mit der ihnen eigenen Gleichmüthigkeit. Es wäre ihnen ganz recht gewesen, wenn wir länger hätten bleiben wollen; allein sie hatten auch nichts dawider, daß wir abreiseten, weil wir es so wünschten. Es ist die Gewohnheit dieser Kinder der Natur, sich in Alles, was sein muß, zu fügen. Sie wissen nichts von Ziererei, nichts von Empfindelei. Ihr könnt bleiben, sagte der Indier, oder gehen und wiederkommen, um Euch an unserm Feuer zu wärmen, und aus meiner Pfeife zu rauchen. Das war Alles, was er darüber zu sagen hatte.

Am folgenden Morgen äußerten sie auch nicht das geringste Verlangen, uns wegschwimmen zu sehen. Sie gingen vielmehr, wie gewöhnlich, der Mann auf die Jagd, die Weiber nach ihrem Acker, und ließen uns mit unsern Zurüstungen zur Abreise allein.

Das Schiffchen wurde mit Moos und einem der mitgebrachten Biberfelle gepolstert. Wir legten unsern Karmil hinein, und ich trug ihn ans Ufer. Mit welchen Sorgen und Beängstigungen dis geschah, können Sie sich denken. Emilie machte sich schwimmfertig; sie

band sich das andere Biberfell über die Brust, und bedeckte unser Kind mit ihrem Kleide, wovon sie eine Ecke zum Schirmdache gegen die Sonne machte, und das Kind mit dünnen Stricken von Bindgras befestigte. Wir küßten hierauf Beide den schlafenden Engel, und umarmten uns schweigend. Emilie sank auf ihre Knie, blickte zu Gott empor, und sagte, indem sie auf mich und das Kind wies: dis ist mein Alles auf dieser Erde. Ewiger! du weißt es. Erhalte es mir. Hiemit sprang sie auf, und winkte mir, mit dem Schiffchen ins Wasser zu gehn. Sie selbst sah sich noch einmahl nach den Indischen Hütten um, warf ihnen Küsse mit beiden Händen zu, rief, Gott segne euch! und warf sich gleichfalls ins Wasser. Der Gedanke an Moses kehrte noch einmahl in ihre Seele zurück. Schon schwimmend sah sie auf zum Himmel und sagte: ach: du hast den kleinen Moses auf dem Nil geschützt, schütze auch mein Kind!

Ich hatte meine Augen stets nach der kleinen Erdspitze auf unserer Insel gerichtet, um den kürzesten Weg nicht zu verfehlen; Emilie die ihrigen auf mich und das Kind. Sie schwamm mir immer zur Seite. Mir war bange, der Kleine werde weinen; allein er schlief ruhig, weil er von der leichten Bewegung des Wassers, die ich durchs Schwimmen hervorbrachte, sanft gewiegt wurde. Meine anfängliche Aengstlichkeit verlor sich bei dem Gedanken, daß Gott den Engel Emilie um ihrer selbst willen, mich aber um meines unschuldigen Kindes und um ihretwillen erhalten werde.

So näherten wir uns immer mehr und mehr der lieben Insel. Jetzt faßten wir Grund, und jetzt, jetzt sprangen wir mit unserer geliebten Beute ans Land. Gott, welch ein Augenblick!

Emilie stürzte zur Erde, und küßte im höchsten Taumel des Entzückens den lieben, lieben Boden; dann sprang sie auf, band zitternd vor Freude ihr Kind los, und faßte es in ihre Arme. Durch den zärtlichen Ungestüm aufgeweckt, fing der Kleine an zu weinen, und suchte die Brust. Emilie erblaßte, denn in diesem Augenblicke kam ihr die Besorgniß, daß das Schwimmen im kühlen Wasser ihr vielleicht die Milch zurückgetrieben haben könnte. Heftig riß sie den kleinen Riemen, womit sie das vorgelegte Biberfell befestiget hatte, entzwei, legte hierauf das Kind stehend an die Brust, und blickte angstvoll zum Himmel. Der Knabe sog, und zwar so begierig, daß er zu viel in den kleinen Mund bekam. Emilie bemerkte es, und rief mit schwärmerischem Entzücken aus: o, ich habe Milch! ich habe Milch!

Ein Strom von Freudenthränen stürzte ihr aus den Augen. Sie taumelte fast. Ich umschlang sie mit meinen zitternden Armen, und führte sie zu diesen Bäumen, wo sie, auf meinem Schooße sitzend, den Kleinen völlig stillte.

Sie begreifen nun, warum uns dieser Fleck so werth, ich möchte sagen, so heilig geworden ist, und warum wir ihn in der Folge auf alle mögliche Weise zu verschönern bemüht waren.

Als unser Kind gesättiget war, stand Emilie mit ihm auf, hob es gegen den Himmel, und rief mit heißer Inbrunst: Dank, o Dank, gütiger Gott! Aber nun nicht wieder von hier, als zu dir, Vater der Welt!

Jetzt machten wir uns auf den Weg nach unserer Hütte. Emilie grüßte unterweges Alles — Bäume, Gesträuch, Blumen und Aecker — als alte liebe Freunde. Beim Anblick unserer Hütte, und als sie das

Gackern ihrer Hühner vernahm, schrie sie auf vor Freuden. Ach, diese arme Hütte war uns jetzt ein Palast; unsere kleine Habe an Kleidungsstücken, Wäsche und Hausgeräth, die wir so wiederfanden, wie wir sie zurückgelassen hatten, war uns jetzt ein Schatz, der uns ein Gefühl von Sicherheit und Ueberfluß gab. Emilie küßte, mit Freudenthränen in den Augen, ihre Hemden, und den ärmlichen, aber reinen Schlafrock, den sie anzog. Es fehlte nicht viel, so hätte auch ich meine Weste umarmt.

Ich öffnete Thür und Fenster, um wieder frische Luft und Sonnenstrahlen in unsere Wohnung einströmen zu lassen, und machte ein großes Feuer an. Karmil schlief in seinem Schiffchen, und Emilie eilte zu ihren Hühnern mit zerstoßenem Mais, um sie wieder mit sich bekannt zu machen. Sie fand einige unterdeß gelegte Eier, und brachte diese sammt den Hühnern mit Jubel zu unserm Herde. Ich hatte unterdeß Wasser geholt, und sie schickte sich an, von den Eiern zu kochen. Eins ihrer Hühner fehlte; ich versprach, es nachher aufzusuchen.

Wir aßen mit unendlichem Vergnügen, und Emilie trank herzlich Honigwasser dazu. Ich bat sie hierauf, sich neben unsern Karmil zum Schlafen niederzulegen, weil ich besorgte, daß die überspannte Bewegung, welcher ihr Gemüth und ihr Körper ausgesetzt gewesen waren, der noch so neuen Wöchnerinn ein Fieber zuziehen könnte. Sie willfahrte mir, und schlief zu meiner großen Freude recht sanft bis gegen Abend, unser Liebling mit ihr.

Mir wäre es jetzt unmöglich gewesen, zu schlafen. Die Besorgniß, meine theure Gattinn krank werden zu

sehen, war in meiner Seele an die Stelle des Entzückens getreten, und ängstigte mich unbeschreiblich.

Emilie befand sich indeß beim Erwachen wohl, und fühlte sich, wie sie sagte, sehr erquickt. Ihr erster Gedanke war das verlorne Huhn. Hast du es gefunden? fragte sie mich. Ach, ich hatte unter dem Kummer, der während ihres Schlafs mein Herz zerriß, es zu suchen vergessen. Ich eilte nun, das Versäumte wieder gut zu machen. Stellen Sie sich Emiliens Entzücken vor, als ich mit der Nachricht zurückkehrte, daß ich die Henne nicht bloß gefunden, sondern sie als Brüthenne, auf ihren Eiern sitzend, gefunden habe. Wie ein Pfeil war sie von ihrem Bette, und flog unaufhaltbar nach dem Hühnerplatze, um sich von diesem unerwarteten Glücke durch ihre eigenen Augen zu überzeugen. Sie fand die Henne, liebkosete sie, und ließ große Freudenthränen auf ihre Flügel fallen. Dann lief sie schnell nach der Hütte zurück, um ihr Mais und Wasser zu holen. Ich mußte die brütende Mutter noch mit einer kleinen Verzäunung einschließen, damit die andern müßigen Hühner sie in der Ausübung ihrer Mutterpflicht nicht stören möchten.

Wir aßen hierauf heiter und vergnügt eine Suppe von Buchweizen zur Nacht, und fühlten uns, nach einem sanften Schlafe unter unserm eigenen Dache, am folgenden Morgen wie neugeschaffen.

Hier endigte Wattines seine rührende Erzählung, bei der ich mehr als einmahl bis zu Thränen bewegt worden war. Ich denke, meine Leser werden es auch gewesen sein.

Ich könnte nun zwar von diesem merkwürdigen Paare und von ihrem ferneren einsamen Leben auf der Insel noch mancherlei erzählen, was sich allenfalls auch wol lesen ließe, aber doch nicht dazu geeignet wäre, eben die hohe Theilnahme einzuflößen, zu der wir uns durch die bisher erzählten Begebenheiten hingerissen fühlen. Von neuen merkwürdigen Ereignissen und Handlungen würde überdis nicht mehr die Rede sein können, weil das Leben unserer beiden Inselbewohner von dieser Zeit an immer einförmiger und ruhiger, folglich auch immer ärmer an merkwürdigen Vorfällen wurde. Ich glaube daher, besser zu thun, meine Geschichte hier zu schließen. Wenn man seine Gäste mit Gerichten, in Hochgeschmack bereitet, bis zur Sättigung bewirthet hat, so würde es nicht wohlgethan sein, ihnen noch einen Nachtisch von Mehlbrei, Brot und Wasser vorzusetzen. Mehlbrei, Brot und Wasser sind zwar an sich recht gut, und keinesweges zu verschmähen, nur muß man sie, wenn man ein kluger Wirth sein will, nicht auf Pasteten mit Trüffeln und auf ähnliche Niedlichkeiten folgen lassen.

Ich begnüge mich daher, nur noch kurz anzuführen, daß unser Paar, nach ihrer Zurückkunft von den Indiern, noch über zwei Jahre auf ihrer einsamen Insel in völliger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt lebte; daß Emilie während dieser Zeit noch einmahl zu den guten Indiern hinüberschwimmen mußte, um ihrem Gatten nun auch eine Tochter zu gebären, welche sie Antoinette nannten, daß sie ihre geliebte Insel immer sorgfältiger anbauten und verschönerten; daß sie der kleinen nützlichen Künste und Geschicklichkeiten, wodurch die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens vervielfältiget und vergrößert werden, immer mehr erfanden und sich zu eigen machten; und daß sie

endlich, nach der Ankunft der Pflanzer beim Oneida-See, die unverhoffte Freude erlebten, ihr einsames Dasein mit dem tausendmahl glücklicheren geselligen Leben vertauschen zu können. Ich habe schon oben erzählt, wie Vandek sie überraschte. Er und Scriba, das Haupt der jungen Pflanzstadt, bewogen sie endlich, sich bei ihnen auf dem festen Lande anzusiedeln, und die Leser wissen schon, daß dis, da ich hier ankam, bereits geschehen war.

Kurz vor meiner Rückreise beschlossen die Vorsteher der Pflanzung, den Kongreß von Amerika zu ersuchen, den Herrn von Wattines zum Bauaufseher der anzulegenden Stadt zu ernennen, und zur Belohnung seiner Mühe ihm und seinen Nachkommen das Eigenthum der von ihm angebauten Insel zuzusichern, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Väter der amerikanischen Freistaaten dieses billige Gesuch werden genehmiget haben.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 30

Braunschweig 1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- Paed.o.172(30
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11758834-0